

**MUZEUM GÓRNOŚLĄSKIE
W BYTOMIU**

Nr inw.

2892 I

GUSTAV
FREYTAG

•

Bürger und Bauer
im
18. Jahrhundert

•





Bilder aus der deutschen Vergangenheit

Bürger und Bauer im achtzehnten Jahrhundert

Von

Gustav Frentag



W. E. 101.

Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig



2892 I

Druck von Philipp Reclam jun. Leipzig

Aus deutschen Bürgerhäusern.

(1675 — 1681 — 1683.)

Trotz Krieg und Zerstörung war die Zivilisation in beständigem Fortschritt begriffen, weil sie nicht, wie im Altertum, von einem Volke allein, sondern durch eine große Familie von Nationen getragen wurde; aber der Segen solcher höheren Entwicklung adelte in Deutschland zunächst nur das Leben einzelner. Nur bei glücklicher Anlage, in günstiger Lebensstellung vermochte die Bürgertugend zu gedeihen, welche für uns der wertvollste Besitz des Mannes ist. Das Jahrhundert der Reformation hatte den Menschen nach vielen Richtungen das Charakteristische und Selbsttätige entwickelt und nicht nur die Unterschiede der Bildung vergrößert, auch die Ansprüche an das Leben mannigfaltiger gemacht; aber in jener Zeit fühlte sich jeder, auch der Weise, Starke, Gebildete noch als Deutscher und als ein Teil der Volkskraft. Seit dem großen Kriege offenbart sich der Gegensatz zwischen dem Gebildeten und dem Volke. Einst hatte man „gemein“ genannt, was für alle galt und darum hoch zu achten war, jetzt hing sich die Vorstellung von etwas Unwürdigem an das gute Wort; sonst war „schlecht“ in der Bedeutung „einfach“ ein gutes Prädikat des Menschen gewesen, jetzt, wo überall das fremde Künstliche für begehrungswert galt, wurde das Schlichte tadelnswert. Größer wurde die Kluft

zwischen den Ständen. Nicht allein durch Preis, Farbe und Stoff der Kleidung unterschieden sie sich, wie seit alter Zeit, die ganze Tracht vom Hut und Haarschmuck bis zu den Absätzen der Schuhe wurde für den Vornehmen eine andere als für den Bürger, für den Städter andere als für den Bauer. In der Geselligkeit, in der Sprache, der Lebensart traten die modischen Unterschiede grell hervor. Jeder Kreis suchte sich gegen das Eindringen der unteren zu schließen, der hohe Adel gegen den niederen, der niedere gegen den Bürger, in den Städten der Studierende gegen den Nichtstudierten, der Kaufmann gegen den Handwerker. Auch diese unholde Erscheinung war die erste Folge eines politischen Fortschrittes. Einst waren die großen Stände, Fürst, Edelmann, Bürger, Bauer, in alten sichern Verhältnissen nebeneinander gegangen, die Geistlichkeit und die religiöse Bewegung hatten das gesellschaftliche Ferment gebildet, welches Städter und Landedelleute in Verbindung erhielt; jetzt waren im Kriege alle Stände durcheinander geschüttelt. Ein großer Theil des Adels war in die Städte getrieben, der verarmte Gutsbesitzer suchte Unterkommen im Dienst des neuen Staates oder in der Stadtgemeinde. Sicher lag darin der Anfang eines höheren Lebens, aber die alten Ansprüche waren deshalb nicht sogleich geschwunden; je geringer die innere Berechtigung der gesellschaftlichen Trennung war, desto sorgfältiger wurde auf die äußere „Distinction“ geachtet.

Servilität gegen Vornehmere wurde allgemein; sie erstreckte sich von den Verbeugungen und Titulaturen auf die Empfindung. Der Bürgerstochter war es ungemeine Ehre, die modischen Komplimente eines

Kavaliers anzuhören, welche ihr gegenüber leicht und gleichgültig von den Lippen flossen und das Gewagte viel glätter ausdrückten als ihr Nachbar, der arme schulfuchsigte Magister oder der ungelenke Kaufmannssohn.

Auch den geselligen Verkehr der Bürger untereinander verschlechterte das Eindringen der fremden Mode. Das vergangene Jahrhundert war im behaglichen Ausdruck nicht vorzugsweise zart gewesen; gewisse natürliche Dinge wurden unbefangen bei ihrem Namen genannt, und in der Unterhaltung wurde wohl gutlaunig über sie gescherzt; das aber war geschehen, weil man dergleichen für durchaus harmlos hielt, und hatte deshalb auch die Sittlichkeit der Frauen nicht gefährdet. Jetzt wurden viele ehrliche alte Wörter verfehmt, wer sie brauchte, war ein „grober Flegel“. Dafür wurden die Obszönitäten Mode; kühn und gewandt in Worten zu sein, nicht auszusprechen, was zu allen Zeiten für unanständig gegolten hat, aber geschickt anzudeuten, das wurde modisch. Und die Frauen und Mädchen lernten bald darauf gut antworten; die ausgesuchten Scherzreden, Angriff und Abwehr, in den kleineren Lehrbüchern der Höflichkeit, welche der anspruchslose Bürger üben sollte, sind so bedauerlich, daß sie hier nicht mitgeteilt werden können. Die Hörner — der alte Schmuck der Bacchanten, welche auf der Universität deponieren mußten — spielten darin eine große Rolle. Aber dieser endlose Scherz ist einer der harmlosesten*).

Daneben fehlte freilich die herzliche Heiterkeit nicht. Die Jugend spielte lange die geselligen Spiele,

*) J. V. New-Modische Sitten-Schule. 1662. 16.

welche jetzt den Kindern geblieben sind. Es wurde nach Jerusalem gereist, die Büchsen drehten sich, das Hirschel wurde gejagt, Hans Plumpsack ging herum, die Blindekuh gab schöne Gelegenheit, unter dem Scheine des Zufalls Dreistes zu wagen. Auch Pfänderspiele waren beliebt, doch scheinen die Küsse dabei üblicher gewesen zu sein als geistvolle Auflösungen; dafür waren die Stachelverse und Rätselfragen in Aufnahme, und wenn bei Tische an Braten oder Fisch eine Leber zu speisen war, wurde vorher der Reihe nach ein Reim darüber gemacht, keine leichte Sache; denn da galt es, etwas Zierliches hervorzubringen, der „Stoß“ oder „alberne Schöps“ kam dabei greulich ans Tageslicht. Die Konversation wurde als ernste Angelegenheit betrachtet, auf die man sich wohl vorzubereiten hatte, Anekdoten, merkwürdige Vorfälle wurden dazu vorher gelesen; hochgeachtet war, wer einen schönen deutschen Vers appliktabel vortragen konnte.

Der Tanz wurde nach dem Kriege häufiger, in Familien auch am Abend, und vorzüglich bei ihm erkannte man, wer sich dem löblichen Frauenzimmer der Gebühr nach rühmlich zu bezeigen wußte. Noch waren die Reihentänze bei den Bürgern beliebt. Die Dame wurde vor der Aufführung mit einer kleinen Rede begrüßt, war sie verheiratet oder Braut, auch ihr Gespons. Dann hatte der Tänzer so zu führen, daß ihre Finger leicht auf den seinen lagen, im Reigen selbst sollte er nicht vorspringen, nicht die Tänzerin zu dummen Sprüngen nötigen, die ihre Kleider bis zum Gürtel hinaufschwenkten, auch nicht der Dame mit seinen Sporen die Kleider voneinander reißen. Nach dem Tanz kam wieder eine kleine Rede und

Antwort. Zuletzt durfte er sie nach Hause bringen; dabei hatte er sich allerdings zu hüten, daß ihm nicht von Eifersüchtigen mit Prügeln aufgelauret wurde, was gebräuchlich war. In der Wohnung mußte sich der Tänzer zuerst bei den Eltern entschuldigen, daß er durch das Geleit seine Ehrenbezeugung verspüren lasse, dann bei der Dame, welche er der gnädigsten Obacht des Allerhöchsten befehl, mit der zarten Andeutung, daß er ihr Kopfkissen zu küssen wünsche.

Es ist nicht leicht ein richtiges Bild von dem Gemeingültigen alter Geselligkeit zu erhalten, denn die zahlreichen Schreiber von Komödien und Romanen geben uns meist Karikaturen, sie finden ihre Rechnung dabei, in das Niedrige hinabzuziehen. Auch die Lehrbücher der Komplimente, das heißt, der schicklichen Anreden und Antworten, geben nur den Hausbedarf an Redensarten bei den gewöhnlichen Aktionen des bürgerlichen Lebens.

Aber nicht nur die fremden Gäste, Galanterie und Zeremoniell, waren bemüht, den Nachwuchs einer geschlossenen Zeit zu bändigen, dem deutschen Bürger halfen dazu auch einheimische Geister des Landes: das uralte Bedürfnis von Ordnung und Zucht, der altheimische Fleiß und sein liebebedürftiges Gemüt, endlich auch sein untilgbares Pflichtgefühl. Diese regelten und verschönten ihm allmählich wieder Ehe und Familie, das Haus, den Beruf. Noch läuft die Brautwerbung in der alten deutschen Weise, noch spielt der vermittelnde Freier seine Rolle, noch werden die Verlobungsgeschenke der Braut und des Bräutigams sorglich mit ihrem richtigen Geldwert aufgezeichnet. Ja, noch förmlicher ist die Werbung geworden, bis auf die Redensarten vorgeschrieben.

Der Liebende hatte vorsorglich seine Anrede an die Jungfrau zu überdenken; wo eigene schöpferische Kraft nicht ausreichte, half das unentbehrliche Komplimenterbuch, ein geschäktes Stück der Bibliothek. Ebenso ging es dem züchtigen Frauenzimmer; es war ihm wohlbekannt, auch durch Gedrucktes, wie wünschenswert es sei, daß man nicht sogleich einwillige; ja die höchste Schicklichkeit forderte, daß man erst einmal ablehnte oder sich wenigstens Bedenkzeit erbat. Dann hielt der Geliebte seine zweite Rede, ein wenig feurriger, mit etwas höherem Schwung, und dann erst war der Bann gebrochen, dann durfte sie das Ja sprechen. Man war aber auch kein Schulfuchs, man wußte, daß lange Reden in solchem Falle pedantisch werden, beide ein eheliches Verlöbniß Intentionierenden sollten sich kurz fassen. Der Geliebte hatte seinen Vortrag etwa so einzuleiten: Mademoiselle! Sie verzeihe mir gütigst eine Freiheit, welche zu begehen ich mich selbst schäme; doch die Zuversicht zu Dero bekannter Freundlichkeit machet mich so dreiste, daß ich Ihr zu hinterbringen mich nicht entbrechen kann, was maßen ich entschlossen bin, meinen bisherigen Stand zu verändern usw. Und das tugendsame Frauenzimmer hatte etwa so zu antworten: Monsieur! Ich kann mir schwerlich einbilden, daß dasjenige, was Ihr mir vorzutragen beliebt, im Ernst gesprochen sei, denn mir wohlbekannt, wie wenig Anmut ich besitze, einer so angenehmen Person zu gefallen usw. — Es war alles durch den Freiwerber vorher abgemacht, sie wußten beide, was zuletzt kommen würde; aber wie bei den Vornehmen die Galanterie, so forderte bei dem Bürger die Konduite, daß sie ihr Wollen durch eine Handlung auch äußerlich darstellten, den Entschluß

feierlich zur unumstößlichen Tatsache erhoben. Von der Unruhe des Mannes, dem Herzklopfen des Mädchens ist uns nichts verzeichnet, wir hoffen, daß beide glücklich waren, wenn sie die schwere Szene durchgemacht hatten, er ohne Stocken, sie ohne ausbrechende Tränen.

In der Residenzstadt des schlesischen Fürstentums Brieg wurde im Jahre 1644 Friedrich Lucä, Sohn eines Professors am Gymnasium, geboren. Er studierte als Reformierter zunächst in Heidelberg, dann in den Niederlanden und Frankfurt an der Oder, kehrte nach manchen Reisen und Abenteuern in seine Vaterstadt zurück, wurde Hofprediger in Brieg, nach dem Tode des letzten Piastenherzogs in Liegnitz und nach Besitzergreifung des Landes durch die Österreicher Pfarrer und Hofprediger in Kassel. Er starb 1708 nach einem tätigen Leben, reich an Ehren. Als fruchtbarer historischer Schriftsteller fand er unter den Zeitgenossen Anerkennung, aber auch strenge Kritiker. Mit Leibniz stand er in Korrespondenz, und einige interessante Briefe des großen Mannes an ihn sind uns erhalten. Auch eine Selbstbiographie hat er verfaßt, und diese ist in seiner Familie durch fünf Generationen mit Pietät bewahrt und durch einen seiner Nachkommen herausgegeben worden. (Der Chronist Friedrich Lucä. Ein Zeit- und Sittenbild, herausgegeben von Dr. Friedrich Lucä. Frankfurt a. M., Brönner, 1854.) Hier sei der Bericht mitgeteilt, welchen Friedrich Lucä von seiner Freiwerbung gibt. Diese Tätigkeit voll aufregender Gefühle fällt in die Jahre, da er Prediger zu Liegnitz war.

„Mittlerweile, da mein Gemüte am wenigsten mit Heiratsgedanken geschwängert war und die vor-

geschlagenen Partien gar schlecht attendierete, ließ sich eine fremde Jungfrau, Elisabeth Mercers, von der ich mein Lebelang nichts gehört oder gesehen hatte, bei mir anmelden, vorhabend, das heilige Abendmahl privatim bei mir zu halten, indem sie nicht warten wollte, bis es wieder öffentlich gehalten werde, was erst kurz vorher geschehen. Dieselbe war mit Herrn General Schlepusch und dessen Frau Liebsten von Bremen hergekommen, und wohnte auf deren adligem Rittersitz Klein-Polewitz, anderthalb Meilen von Liegnitz.

Des Sonntags, da sich die Jungfrau einstellte, und nach verrichtetem Gottesdienst aus der Kirche in mein Haus kam und die heilige Kommunion andächtig absolvierete, nahm ich Ockasion, mich mit derselben über den Zustand der Kirche in Bremen zu unterhalten, ihr auch, da sie mir ein paar Kapaunen in die Küche geschickt hatte, zu danken, und ließ sie im Segen des Herrn wieder von mir gehen. Ich hatte aber bei dem ersten Anblick der Jungfrau nicht allein eine feine, mir anständige Konduite in ihr verspüret und eine schöne Konformität meines Gemütes mit dem ihrigen empfunden, sondern es schien auch mein aufwallendes Geblüte und bewegtes Herz mir ein Merkmal zu sein, daß der Geist der Liebe etwas Sonderliches mit mir vorhaben mußte, indem ich lebenslang keine solche brünstige Affektion auf irgend eine Jungfer gleich wie auf diese getragen hatte.

Diese meine herzliche, jedoch keusche Liebe verbarg ich fest in dem Herzensschranke, und ließ keine Seele nicht das geringste davon erfahren. Die Jungfrau Mercers legte sich alle Abend mit mir zur Ruhe und stand des Morgens in meinen Gedanken wieder mit

mir auf. Etlichemal erwähnte ich von dieser Jungfer gegen meine Haushälterin, die ein feines kluges Weib war, und dieselbe, ohne die Ursache meines Diskurses zu merken, lobete mir die Jungfer durch alle Prädicamenta gewaltig an, wie desgleichen auch mein Glöckner sie gar sehr rühmete. Ich quälte mich nun mit heimlichen Liebesgedanken eine geraume Zeit, redete sie aber meinem Gemüte zuletzt wiederum aus, denkend: warum sollte denn dein Gemüte sich vergeblich kränken über eine fremde Jungfer, welche wieder aus dem Lande zieht und dir doch nimmermehr zuteil werden kann?

Ein halb Jahr danach, da mir die gute Jungfer Mercers aus dem Gedächtnis entfallen war, ließ sich die allbereits vergessene Jungfer abermals mit schöner Begrüßung durch des Herrn Baron Schlepufches Pagen anmelden und mir andeuten, daß sie gesinnet wäre, wiederum zu kommunizieren. Sotane Botschaft erneuerte meine alte Herzenswunde, und daher ich den Pagen weitläufig das eine oder das andere, der Jungfer wegen, befragte, konnte aber wenig oder nichts von ihm erfahren. Ich ließ nun die Jungfrau Mercers durch meinen Glöckner zum Mittagsmahl auf den Sonntag einladen; sie aber nahm diese Invitation nicht an, vorwendend, daß sie gewohnet wäre, den Tag über zu fasten, an welchem sie kommuniziert hätte. So kam der Sonntag heran, und nach der Kirche die Jungfer Mercers, unwissend meiner Liebesgedanken. Ich hielt ihr wieder wie vormals die Kommunion und diskurrierte nach derselben Endigung mit ihr von allerlei Materien, damit ich ihre Person in etwas divertieren möchte. Ich hätte aber durch sotanen Diskurs sonderlich gern erfahren, ob sie von

Adel wäre und in Schlesien zu verbleiben Lust trüge, konnte aber solches vor dieses Mal unmöglich erforschen. Hierauf erhob sich die Jungfer wieder aus meiner Behausung, und weil sie vermeinte, ich hätte eine Liebste, rekommandierte sie sich derselben. Ich gab ihr aber sogleich meinen ehelosen Stand zu verstehen, und daß ich keine Liebste nicht hätte. Bei diesem Diskurse war sowohl der Glöckner als auch meine Haushälterin anwesend gewesen und hatten ebenso wie ich allseits aus der Jungfer Konduite großes Kontentement geschöpft, jedoch ohne Ergründung meines Intents.

Zekund ging wieder mein Kummer an. Die Sache reiflich überlegend hin und her, konnte ich doch noch kein Mittel ersinnen, dadurch das Geschlecht und Beschaffenheit der Jungfer Mercers, welche ich stets für eine adlige Person ansah, zu erfahren, indem ich nicht für ratsam fand, mich gegen jemanden zu expektorieren. Unterdessen begegnete mir eines Tages Herr Tobias Pirner, Pfarrer zu Nickelstadt, ein frommer, ehrlicher und aufrichtiger Mann, wiewohl lutherischer Religion. Weil ich nun wußte, daß die Frau General Schlepuschin, deren Ehemann kürzlich gestorben und in die Kirche zu Liegnitz prächtig begraben war, sonntäglich samt der Jungfer Mercers nach Nickelstadt in die lutherische Kirche zum Gottesdienst gingen, so bat ich diesen Herrn Pirner, unvermerckterweise meinethalben dem Geschlecht und der übrigen Kondition der Jungfer Mercers nachzufragen. Er obligierte sich hierzu und versprach auf die andere Woche Relation davon. Herr Pirner hielt diese Obligation treulich und referierte mir nach einer Woche in optima forma, was er von der Frau Generalin

vernommen hatte. Die Jungfer Mercers war die Tochter Herrn Balthasar Mercers, gewesenen Parlamentsassessors zu Edinburg in Schottland, welcher von König Carolo I. zu Engelland vielmal in wichtigen Kommissionen verwendet, einst auch bei einer Sendung nach Hamburg dortselbst mit einer goldenen Ehrenmedaille geziert worden war. Ihre Mutter, auch Elisabeth genannt, war adligen Geschlechts gewesen, eine geborene von Kennewy aus Schottland. Als sich 1644 die gefährlichen Troublen zu Engelland herfürthaten, mußte sich ihr Herr Vater, wie auch sein Bruder, der königliche Hofprediger Robertus Mercers, weil sie Favoriten des enthaupteten Königs gewesen waren, aus Furcht vor dem Cromwell und seiner Partei, mit der ganzen Familie aus dem Königreich begeben; er zog mit den Seinigen nach Bremen, woselbst er von eigenen Mitteln, die ziemlich groß waren, bis an sein seliges Ende (1650) lebte, drei Söhne und drei Töchter seiner Witwe, einer frommen, gottseligen Matrone, hinterlassend. Die Söhne waren in die Welt gegangen, einer davon nach Indien, einer nach den Kanarien-Inseln, und von den Töchtern hatte sich die älteste in London an einen Schwestersohn Cromwells, des adligen Geschlechts Cleipold, und die jüngste zu Wanfried in Hessen an einen Kaufmann Namens Ufermann verheiratet; die mittlere war meine Liebste. Anno 1660 war in Bremen auch ihre Frau Mutter gestorben und neben ihrem Herrn Vater in der Kirche zu St. Stephan beigesetzt worden, worauf die Jungfer Elisabeth eine Zeitlang bei Herrn Doktor Schnellens Witwe gelebt hatte. Unterdessen lernte sie die Frau Schlepuschin, welche auf ihrem Gute Schönbeck bei Bremen wohnte,

kennen, und da sich der General und die Generalin Schlepuschin bald darauf nach Schlesien erhoben, so nahmen sie dieselbe zur Spielgefellin ihrer Fräulein Tochter mit sich auf Klein-Polewitz, wo sie allseits in guter Ästirn gehalten ward.

Sotanes Vernehmen und Nachricht entzündete noch mehr meine Liebe gegen sie, sonderlich weil ich nun wußte, daß sie zwar vornehmer Abkunft, aber nicht adliger Extraktion wäre, und weil auch Herr Pirner die Jungfrau wegen ihrer Gottesfurcht, Frömmigkeit, Klugheit, Häuslichkeit und anderer Qualitäten gar hoch rekommandierte, und die Frau Generalin kein Bedenken trug, bei ihrem vielen Ab- und Zureisen derselben ihr ganzes Hauswesen zu vertrauen. Indem nun die Ströme keuscher Liebe mein ganzes Herz erfüllten bis zum Überlaufen, so schüttete ich dasselbe zuerst gegen diesen ehrlichen Mann aus und offenbarte seiner Verschwiegenheit, was ich sonst keinem Menschen in der ganzen Welt noch nicht entdeckt hatte, nämlich dafern es Gottes Wille und möglich wäre, verlangte ich die Jungfer Mercers zur Ehe zu haben, und bat ihn, er möge mir in dieser importanten Sache getreulich Assistenz leisten und mein gutes Vorhaben befördern helfen.

Sotanes Dienst wollte sich der gute Mann zur höchsten Ehre schätzen, ließ sich das Werk auch sehr angelegen sein, und inkarminierte mein Intent zuerst der Frau Generalin. Unterdessen wechselte ich Briefe mit ihm und erhielt auch bald gute Bertröstung. In summa, die Sache avancierte in kurzer Zeit erwünschter Maßen, daß sie nur noch auf einer persönlichen Visite beruhete. An einem Montag, nach vorhergesehener Anrufung Gottes, erhob ich mich

zu Pferde nach Nickelstadt, holte den Herrn Pfarrer Pirner dortselbst ab und ging mit ihm nach Klein-Polewik, eine Viertelmeile davon gelegen. In dem freiherrlichem Hofe nahm uns der Frau Generalin Tochtermann, Herr Heinrich von Poser, königlicher Obersteuereinnnehmer der Fürstentümer Jauer und Schweidnitz, in Empfang, führte uns mit großer Höflichkeit in den Speisesaal, divertierte uns daselbst, als ein sehr qualifizierter und unterrichteter Kavalier, mit allerhand Diskursen. Bald hernach ließ mich die Frau Generalin in ihr Zimmer fordern und bewillkommte mich mit vieler Zivilität, wie sie auch mein Kompliment hinwiederum sehr günstig annahm. Mein Anbringen kontentierte sie sehr wohl, und tat auch gute Versicherung eines glückseligen Ausganges meines Verlangens. Mittlerweile war die Tafel bereitet, und indem zu derselben die Frau Generalin mit ihrer Fräulein Tochter und Herr von Poser mit seiner Liebsten erschienen, folgte auch die Jungfer Mercers, welche mich aufs höflichste empfing. Unter wäbrender Mahlzeit führte man allerhand lustige Diskurse, und war meine Liebste das rechte Zentrum, zu der sich alle diese Linien zogen. Nach Endigung der Tafel absentierte sich die ganze Kompagnie und ließen mich und meine Liebste allein in dem Speisesaal stehen. Bei dieser Okkasion eröffnete ich derselben mein Herz und verlangte ihrer theilhaftig zu werden, hoffend, sie würde von meiner keuschen Liebesflamme etwas partizipieren und selbige kraft göttlicher Providenz zum ehelichen Verbündnis ausschlagen lassen. Gleichwie nun gemeiniglich in Liebesfachen des Frauenzimmers Nein! so viel als Ja ist, so verstand ich auch meiner Liebsten erstes ausgesprochenes

Nein vor Ja, und ließ mich dadurch nicht abschrecken, meine Expektorationen fortsetzend. Uunderdessen aber ging die Frau Generalin und der Herr von Poser ab und zu und verierten uns beide Verliebte mit höflichen Scherzen. Endlich wollte sich unsere Liebe nicht länger unter den Komplimenten verbergen lassen und brach auf einmal wie der Mond hinter trüben Wolken herfür, daß es hieß: Ja, ich bin dein, und du bist mein! Jetzt ließen wir selbst die Frau Generalin und den Herrn von Poser wie auch meinen redlichen Gewerbsmann herbeibitten, welche denn als hohe Beistände und Zeugen unser mündliches Ja mit Zusammentfügung der Hände bekräftigten. Zum Pfand meiner Liebe überreichte ich hierbei meiner Liebsten eine kleine, sehr stark mit Silber beschlagene Bibel und einen Ring mit zehn Diamanten, den ich dazu in Breslau vor dreiundfünfzig Reichstaler hatte machen lassen. Meine Liebste aber kontesttierte mir ihre Liebe mit einem Ring von e i n e m Diamant, welcher wegen seiner Größe auf neunzig Reichstaler ästimiert ward. Als nun die Sache solchermaßen ihre Richtigkeit hatte, gingen wir des Abends wieder zur Tafel und speiseten in aller Fröhlichkeit zusammen, bis man mich und den Herrn Pirner in die wohlbereitete Schlafkammer wies. Des andern Morgens legte ich der Frau Generalin meine Dankbarkeit für die erzeugte Ehre ab, nahm von meiner Liebsten und allen Anwesenden Abschied und kehrte mit Herrn Pirner auf Nickelstadt und von dort auf Liegnitz zurück. Von da an korrespondierte ich wöchentlich etlichemal mit meiner Liebsten, gab ihr alle Sonntage nach verrichtetem Gottesdienst zu Polewitz die Visite, regalierte sie dabei allemal mit einer sonderbaren Ver-

ehrung und bestimmte endlich mit ihr den Elisabethen-
tag, nämlich dem 19. November, Anno 1675 zum
Termin unserer Hochzeit.

Als solchergestalt unsere Courtesie fast fünf
Wochen gewähret hatte und der festbestimmte Hoch-
zeitstag herannahete, auch alles Notwendige herbei-
geschaffet und die Hochzeitsgäste invitiret waren,
namentlich aber mein früherer Kollege zu Brieg, Herr
Dares, den ich uns zu kopulieren gebeten hatte, auf
Klein-Polewitz eingetroffen war, schickte die Frau Gene-
ralin zwei Kutschen, die eine mit sechs und eine mit
vier Pferden bespannt, mich und meine Gäste zu Lieg-
nitz abzuholen. Weil aber diese Kutschen nicht alle
Gäste führen konnten, so ließ mir der Herr Landes-
hauptmann von Schweinichen, item die Abtissin des
Nonnenklosters, item der Stadtrat je eine mit vier
Pferden bespannet, samt etlichen Kaleschen, worauf
ich mich im Namen Gottes mit meinen Gästen nach
Polewitz verfügte. Nach gehaltener Kopulations-
predigt, in welcher Herr Dares die Namen Friedrich
und Elisabeth sehr sinnreich und emblematisch aus-
legte, geschah die Kopulation bei brennenden Fackeln
abends um sechs Uhr auf dem großen Speisesaale,
wobei ich von dem fürstlichen Räte, Herrn Knichen,
und von Herrn Kaspar Braun, meine Liebste aber
von Herrn von Poser und Herrn von Eicke, dem
Bruder der Frau Generalin, geführt ward. Vor der
Kopulation hatte mir Fräulein von Schlepusch den
Kranz präsentiret, ich ihr aber dagegen einen schönen
Goldring verehret. Sobald die Kopulation vollzogen
war, ging man zur Tafel, welche meine Liebste auf
unsere Kosten hatte herrichten lassen, und waren
wir allerseits gar fröhlich und guter Dinge. Solcher-

gestalt bewirteten wir die Gäste noch drei Tage in höchster Fröhlichkeit und mit allem Kontentement, und endigte sich alles in Einigkeit und guter Vertraulichkeit. Am vierten Tage hielt ich, begleitet von Herrn Rat Knichen und seiner Liebsten, in der Frau Generalin Leibkutsche mit sechs Pferden bespannt, die Heimführung meiner Liebsten in Liegnitz."

Soweit der Bericht des glücklichen Gatten; er hatte durch seine Freierwerbung eine vortreffliche Hausfrau gewonnen. Vielleicht erkennt der Leser auch aus dem verschnörkelten Ausdruck, daß hier ein ehrliches Menschenherz in mächtiger Bewegung schlug.

Aber der Ausdruck herzlicher Empfindung ist ein anderer geworden. Als hundert Jahre vorher Felix Platter berichtete, wie ihm die Neigung zu seinem Mädchen entstand, drückte er sein Fühlen durch die einfachen Worte aus: „Ich fing sie sehr an zu lieben;“ Lucä dagegen beobachtet bereits, „daß die Ströme keuscher Liebe sein Herz erfüllen bis zum Überlaufen.“ Die Braut des Glauburgers hatten in ihren Briefen den Bräutigam noch ehrlich „herzlieber Junker“ genannt, jetzt wird in zärtlichen Schreiben auch der Mann von dem Weibe „schöner Engel“ angedet*). Auch andere Nationen Europas machten dieselbe Verbillung durch, auch bei ihnen wucherte Ziererei um das schönste Gefühl. Durch die Fremden und die gelehrten Dichter war sie den Deutschen gekommen, zum Teil eine Unart der Renaissance, entstanden aus ungeschickter Nachahmung des antiken Ausdrucks. Aber ebenso sehr ein Bedürfnis des Herzens. Sich selbst und die Geliebte wollte man herausheben aus der

*) Z. B. ein Graf Pappenheim von seiner Frau.

Gemeinheit des wirklichen Lebens in eine reinere Luft, als Engel setzte man sie in das goldene Licht des Christenhimmels, als Göttin in den antiken Olymp, als Chloe in die wohlriechende Luft des Idylls. In demselben kindlichen Drang, sich und andere würdig, stattlich, groß zu machen, trug man Perücken, führte lächerliche Titulaturen ein, glaubte an den Stein der Weisen und trat in geheime Gesellschaften. Und wer eine Geschichte des deutschen Gemüths schriebe, der dürfte diese ganze Zeit wohl die Periode der Sehnsucht nennen. Diese Sehnsucht war nicht gerade liebenswürdig, nach der Reihe unklar, kindisch, tölpisch, überfromm, sentimental, zuletzt liederlich, immer aber lag die Empfindung zugrunde, daß dem deutschen Leben etwas fehle. War es gute Sitte? war es Lustigkeit? vielleicht die Gnade des Herrn? war es Schönheit oder Frivolität? — Oder fehlte vielleicht dem Volke noch, was die Fürsten schon lange besaßen, der Staat? — Mit den zerbrochenen Fensterscheiben des Dreißigjährigen Krieges und den gesuchten Phrasen der jungen Obersten, die im Zelt des Generals Haxfeld bankettierten, fängt diese Zeit des Suchens an, sie erreicht ihren Höhepunkt in den schönen Seelen, welche um Goethe schwärmten, und in den Brüdern, welche einander im Orient umschlangen, und sie endete vielleicht mit den Freiheitskriegen und unter dem Straßenlärm von 1848.

Wie die Werbung des ehrenhaften Bürgers im 17. Jahrhundert, so war auch das Leben im Hause fest geordnet, klug überdacht bis auf das Kleinste. Die Tätigkeit war angestrengte Arbeit von Morgen bis zum Abend, aber sie brachte ihm auch heim-

liche Freude. Sinnig und grübelnd saß der Handwerker über seinem Werk, auch in die Arbeit seiner Hände suchte er etwas von seinem Behagen zu legen. Die meisten großen Erfindungen der neueren Menschen sind in den Werkstätten deutscher Bürger ausgedacht, freilich haben sie ihre praktische Nützlichkeit zuweilen erst in der Fremde erlangt. Kaum war der Krieg geendet, so schnurrte die Arbeit wieder in allen Werkstätten, der Hammer pochte, das Schifflein des Webers flog, eifrig suchte der Tischler schöngefaserter Holz zusammen, um mit zierlichen Arabesken Schreibtisch und Kommode auszulegen. Der arme kleine Schreiber fing wieder an seine Feder mit Genuß zu führen, mit schönen Schnörkeln umzog er seine Buchstaben und sah mit herzlichem Stolz auf seinen weitberühmten sächsischen Duktus. Auch der Gelehrte schrieb rastlos über dicken Quartanten. Noch war die Blütezeit deutscher Wissenschaft nicht gekommen. Zwar regte sich überall das Interesse an dem Stoff, dem Detail, und ungeheuer erscheint der Fleiß, das Wissen einzelner. Aber noch versteht man das gewonnene Material nicht zu verarbeiten, es ist überall die Zeit des Sammelns. Historische Urkunden, Rechtsgebräuche des Volkes, die alten Werke theologischer Lehrer, die Leben der Heiligen, der Wörrervorrat aller Sprachen werden in massiven Werken zusammengetragen, der forschende Geist verliert sich an dem Unbedeutenden, ohne zu verstehen, wodurch erst das Einzelwissen lebendig gemacht wird. Er schreibt über antike Tintenfass und Schuhe, er rechnet wohl gar Länge und Breite der Arche Noah aus und untersucht gewissenhaft, wie lang der Spieß des alten Landsknechts Goliath gewesen sein muß. So

bringt dem Fleißigen die Arbeit nicht immer den vollen Segen — sie hat doch unsere großen Astronomen, das Genie des Leibniz großgezogen —, immer aber hilft sie dazu, dem Manne einen idealen Inhalt zu geben, ein Geistiges, wofür er lebt.

Wieviel auch der Krieg verschlechtert hatte: in der Werkstatt, als Vater des Hauses fand der Bürger sich zuerst wieder. Der Schwächere zog sich ganz dahin zurück. Freude am öffentlichen Verkehr, auch die Wehrhaftigkeit wurden geringer. Knarrend drehten sich die alten Tore in den zerschossenen Stadtmauern, kleinliche Händel kreuzten sich am Ratstisch, mißgünstiges Geflätſch, boshafte Verleumdung verbitterten dem Stärkeren, der über sein Geschäft hinaus für andere tätig war, die Stunden des Jahres. Eine krankhafte Scheu vor der Öffentlichkeit nahm überhand. Als im Beginn des 18. Jahrhunderts die ersten Anzeigebblätter entstanden und der Rat von Frankfurt am Main dem Unternehmer verſtattete, eine wöchentliche Liſte der Getauften, Getrauten, Verſtorbenen zu veröffentlichen, erhob ſich ein allgemeiner Schrei des Unwillens, es ſei unerträglich, daß man dieſe intimen Verhältniſſe publik mache. So vollſtändig zum Privatmann war der Deutſche geworden.

Es gibt wenige Stellen des deutſchen Grundes, auf deren ſtädtiſchem Gemeindeleben der Blick mit Befriedigung weilt. Vielleicht die beſte Ausnahme iſt Hamburg. Auch dort hatten der Krieg und ſein Gefolge vieles verwüſtet, aber die friſche Luft, welche von dem weiten Ozean her in die Straßen der ehrſamen Freibürger wehte, ſtählte ſchnell ihre Kraft.

Daß sie sich selbst regieren konnten und als ein kleiner Staat mit fremden Mächten in Verbindung standen, bewahrte ihr Bürgertum vor übergroßer Engherzigkeit, und es scheint, daß gerade sie nach dem Dreißigjährigen Kriege am meisten von den Vorteilen erwarben, welche in einer Zeit der Abspannung und Schwäche dem Tatkräftigen leicht zuteil werden. Der Landhandel nach dem Innern von Deutschland wie der Schiffsverkehr durch die Wogen der Nordsee und des Atlantischen Ozeans sind kurz nach dem Kriege wieder in Aufschwung. Hamburgische Gesandte und Geschäftsträger verhandeln bei den Generalstaaten wie am Hofe Cromwells. Die Hamburger besitzen nicht nur eine Kauffahrteiflotte, sondern auch eine kleine Kriegsmarine. Ihre beiden Fregatten werden mehr als einmal ein Schrecken der Piraten im Mittelmeer und in den Fluten der Nordsee. Sie geleiten bald Grönland- und Archangelsfahrer, bald große Flotten von vierzig bis fünfzig Kauffahrern nach Oporto, nach Lissabon, Cadix, Malta, Livorno, wo überall hamburgische Niederlassungen waren.

Dieser Verkehr, wie sehr er der Gegenwart nachsteht, war vielleicht im Verhältnis zu anderen deutschen Seestädten des 17. Jahrhunderts bedeutender als jetzt. Wie jetzt nach Amerika, so gingen damals junge Hamburger nach den Küstenstädten der Nordsee, des Atlantischen Ozeans und des Mittelmeeres und gründeten dort Geschäfte, für Kommission und Expedition, auf eigene Rechnung. Auch in Hamburg bildete sich das Weltbürgertum aus, welches noch jetzt für den Geschäftsmann der gewaltigen Stadt charakteristisch ist. Aber freilich wurde es damals den Männern schwerer, sich in die Sitten

er Fremde zu schicken, als dem jetzt lebenden Geschlecht. Es war nicht Pietät gegen das deutsche Reich, sondern die feste Gewöhnung an die kleinen Gewohnheiten des Lebens, die Sehnsucht nach dem guten, festen Familienzusammenhang, und wie noch jetzt betrachteten die Hamburger das fremde Land nicht gern als ihre feste Heimat. Waren sie dort eine Reihe von Jahren in gewinnbringender Tätigkeit gewesen, so eilten sie nach Hause zurück, um mit einer deutschen Frau ihren Hausstand zu gründen. Der warme Patriotismus und die kluge Gefügigkeit in fremde Sitten, welche den Bürgern kleiner Republiken eigen ist, bildete sich in solchem Leben aus, aber auch die Unternehmungslust und Größe des Urtheils, welche damals an den Fürstenhöfen des Binnenlandes nur selten zu finden war. So zeigt die Familie eines Hamburger Patriziers in jener Zeit eine Anzahl interessanter Eigentümlichkeiten, welche wohl wert sind, daß man bei ihnen verweilt.

Eine solche Familie ist die des Bürgermeisters Johann Schulte, welche durch ihre weiblichen Nachkommen noch jetzt in hamburgischen Geschlechtern fortlebt. Johann Schulte (1621—1697), aus einer alten Familie, hatte in Rostock, Straßburg, Basel studiert, Reisen gemacht, geheiratet, als Ratssekretär, dann aber zehn Jahre als hamburgischer Gesandter bei Cromwell fungiert. Er wurde im Jahre 1668 Bürgermeister, ein würdiger, gemäßigter Herr, wohl-erfahren in allen Welthändeln wie im Regiment seiner guten Stadt, ein glücklicher Gatte und Familienvater. Von ihm sind Briefe an einen seiner Söhne erhalten, der im Jahre 1680 als Kompagnon

in ein Lissaboner Geschäft trat*). Diese Briefe enthalten eine Menge von belehrenden Einzelheiten. Am interessantesten aber ist der hübsche Einblick in das Familienleben der damaligen Zeit in das Verhältnis eines Vaters zu seinen Kindern. Innigkeit der Empfindung von beiden Seiten, im Vater die ruhige Würde und die Weisheit des vielerfahrenen Mannes, ein starkes Gefühl seiner distinguierten Stellung, ein festes Zusammenhalten der Familienglieder, welche bei allen unvermeidlichen Zwistigkeiten im Innern gegen außen einen festgeschlossenen Kreis bilden.

Es war damals eine Reise nach Lissabon und eine vieljährige Trennung vom elterlichen Hause für den Scheidenden eine große Sache. Als der Sohn nach seiner Abreise unter Tränen und den frommen Segenswünschen der Eltern und Geschwister in Cuxhaven durch widrige Winde zurückgehalten wird, sendet ihm der Vater noch schnell „ein kleines Gebetbuch, item ein Buch, die lustige Gesellschaft genannt, und Gottfried Schulzes Chronika, dann auch eine Schachtel mit Cremor tartari und eine blaue Krüge mit Tamarinden und eingemachten Zitronenschalen für das Übelwerden.“ Der Sohn erinnert sich noch während der Fahrt, daß er seinem Bruder drei Mark sechs Schilling schuldig geblieben ist, und bittet ängstlich, daß die Mutter ihm die Summe von den acht Talern abziehen möge, die sie von ihm in Verwahrung hat. Der Vater bemerkt dagegen freigebig,

*) Herausgegeben von einem seiner Nachkommen: Briefe des hamburgischen Bürgermeisters Johann Schulte Lt. an seinen in Lissabon etablierten Sohn Johann Schulte, geschrieben in den Jahren 1680–1685. Hamburg, 1856.

die acht Taler sollten ihm unverkürzt aufgehoben werden, der Sohn wisse wohl, daß es seiner Mutter auf drei Mark nicht ankomme. Seit der Sohn in Lissabon etabliert ist, gehen regelmäßige Sendungen nach Lissabon, von Zerbster und Hamburger Bier, Butter, geräuchertem Fleisch, sowie Rezepte gegen Krankheiten und was sonst die Sorge der Hausfrau dem entfernten Sohne zuwenden möchte; der Sohn dagegen schickt Sinaäpfel zurück und Fäßchen mit Wein. Genau berichtet der Vater die Veränderungen, welche in der Familie und der Bürgerschaft der guten Stadt Hamburg vorgefallen sind, und eifrig ist er bemüht, dem Sohne Aufträge und Kommissionsartikel von seinen Hamburger Freunden zuzuweisen. Bald gesteht der Sohn aus der Fremde den Eltern, daß er ein Mädchen in Hamburg liebe, natürlich eine von den Bekannten des Hauses, und auch diese Liebesangelegenheit wird von dem Vater mit Teilnahme, aber immer als eine ernste Negotiation, welche sehr vorsichtig und zart angegriffen werden müsse, behandelt. Offenbar ist das Bestreben des Vaters, die Werbung und Erklärung hinauszuschieben, bis der Sohn seine Jahre in der Fremde ausgehalten habe, und mit diplomatischem Takt geht er gerade so weit auf die Wünsche des Sohnes ein, um das Vertrauen desselben zu erhalten.

Vielleicht am meisten bezeichnend für jene Zeit aber sind die Ratschläge, welche der Vater dem Sohne über die Notwendigkeit gibt, sich in die Gewohnheiten der Fremde zu schicken. Der Sohn ist ein frommer, eifriger Protestant, dessen Gewissen sehr dadurch beunruhigt wird, daß er unter strengen Katholiken leben und sich in die für ihn anstößigen

Gebräuche des katholischen Landes fügen soll. Was der Vater ihm darüber schreibt, sei aus den ersten Briefen mit den geringen Veränderungen, welche zum leichteren Verständniß nötig sind, mitgeteilt.

„Geliebter Sohn! Heut vor acht Tagen war mein letzter Ratsgang bei dieser meiner Regierung für dieses Jahr, und schickte ich den Nachmittag nach dem Posthause und ließ anfragen, ob die hispanischen Briefe angekommen, bekam aber zur Antwort Nein. Den folgenden Tag, am Sonnabend zu Mittag, sandte mir Herr Brindts durch seinen Diener Dein Schreiben vom 11./22. noch währenden Monats. So viel Dein Schreiben anbelangt, so ist es uns allen zuvörderst erfreulich, daß Du Dich gottlob, bei guter Leibesdisposition befindest, welches eine große Wohltat Gottes ist, und dann, daß Du mit Deinem Compagnon wohlvergnügt bist, wofür Du ebenfalls Gott dem Herrn zu danken hast, daß Du in der Fremde einen so ehrlichen und Dir wohlwollenden Menschen angetroffen hast. Gott lasse euch fernerhin in Friede und Einigkeit, auch einem gesunden und wohlgesegneten Stand eure Zeit, bis Du, beliebt es Gott, repatriieren wirst, mit allem Vergnügen zubringen. Sonsten habe in Verlesung Deines Schreibens angemerkt, daß Dir der Ort Lissabon und die Einwohner, so geistliche als weltliche, noch nicht allerdings anständig seien, und Du Dich in Deinen jetzigen Stand noch nicht recht finden könntest, daher ich denn noch einige Ungeduld von Dir verspüre. Aber das kann nicht wohl anders sein, daß Dir die Veränderung zwischen Hamburg und Lissabon, jener und dieser Einwohner und Sitten, jener und dieser Gebärde und sonsten, nicht sollte mit Befremden, ja fast mit

Bestürzung und Alteration auffallen; aber Du mußt wissen, daß Du in diesem passu all dorten und an andern Orten gar viele Vorgänger gehabt hast, denen es ebenso ergangen und denen die große Veränderung in allen Dingen und in Religionsfachen sehr befremdlich vorgekommen.

Im lateinischen Sprichwort pflegt man zu sagen: post nubila Phoebus, das ist, auf übel Wetter pflegt ein heller und angenehmer Sonnenschein zu folgen, welches der grundgütige Gott an Dir in Gnaden erfüllen und geben wolle, daß, nachdem Du in der See ungemeine Gefahr und Leibesschwachheit sattfam empfunden und ausgestanden, die Tage und Zeit, welche Du in Portugal zubringen wirst, die vorigen sauren und bittren Tage verzuckern und versüßen, und Du allgemach die bösen Tage vergessen und der guten Dich getrösten und erfreuen mögest, welches der Allerhöchste Dir aus Gnaden beständig geben, gönnen und verleihen wolle. Amen. —

Es sagte Schwager Gerdt Buermeister (welcher Dich wie sein Kind liebet) dieser Tage zu mir, es würden Dir zwar bei Deiner Ankunft in Lissabon viele Dinge etwas befremdlich vorkommen, insonderheit auch wenn Du allerhand Gesichter von weißen, schwarzen, grauen Mönchen und anderen Personen sehen würdest; allein es wäre eine Sache von etwa drei bis vier Monaten, so würde man dessen und anderer Dinge all gewohnet. Nun ist es also, daß man mit der Zeit alles gewohnet wird. Ich bin beständig vier Jahre zu Straßburg gewesen und daselbst es so gewohnt geworden, daß es mir gleichviel war, ob ich in Straßburg oder Hamburg lebete, war auch ums geringste nicht bekümmert.

Eraue mir und anderen, die dergleichen erfahren, daß eine kurze Zeit und kleine Geduld alles zu ändern und corrigieren pfleget. Ich hoffe zu Gott, daß ich deswegen innerhalb acht bis zehn Wochen bessere Briefe, insonderheit wenn Du allgemach in der Sprache etwas avancieren wirst, von Dir empfangen werde. Schwager Gerdt Buermeister sagte, er wäre zwölf Jahre gewesen, wie er nach Lissabon gekommen, und er könnte nicht genug beschreiben sein Mißvergnügen, welches er empfunden; und wie er die Mönche ansichtig geworden, hätte er gemeinet, daß es Teufel wären, hätte sie auch von oben herab mit Wasser begossen, aber darüber hätte er bald Händel gekriegt; er sagte, daß, wenn er hätte ausgehen sollen, so hätte ihm dafür gegrauet, aber es wäre ein Angewöhnis für eine kleine Zeit. — Was die Religion betrifft, so wirst Du vernünftig sein und so viel immer möglich alle Heuchelei und alle Ockasion vermeiden und mit niemandem, auch nicht einmal mit Deinem Kompagnon von Religionsfachen reden oder Diskurs führen, sondern für Dich zu rechter Zeit lesen, auch morgens und abends Dein Gebet zu Gott mit Andacht tun und das feste Vertrauen zu Gott haben, daß, weil er Dich an den Ort so wunderbar berufen, er auch Dein gnädiger Vater und Schutzherr wider alle vor kommende Widerwärtigkeit sein und verbleiben werde.

Du meldest, daß Du allbereits einmal aus Not daselbst gesündigtet, als man die gesegnete Hostie daher getragen — man pflegt es sonst das Venerabile zu nennen —, und hast Du wohlgetan, daß Du für Dich ein Gebet getan, und wird der gütige Gott das wohl erhöret und Dir die Sünde vergeben haben. Ich kann nicht umhin bei dieser Ockasion zu berichten,

wie es mir zu Mainz ergangen; denn als ich Anno 1642 von Hamburg nach Straßburg reisete, und zu Frankfurt in der Messe vierzehn Tage stille liegen mußte, bin ich nach Mainz, vier Meilen von dorten, abgefahren. Da auch eben der Sonntag einfiel und ein sonderliches Fest bei den Katholicis gehalten wurde, so erkundigte ich mich, in welche Kirche der Kurfürst zur Messe fahren würde, begab mich auch dahin und fand in der Kirche viele devote Leute, die auf ihren Knien saßen. Der eine hatte sein rosarium oder Rosenkranz in der Hand und betete das Ave Maria und Pater noster, andere schlugen mit ihrer Hand an die Brust, wie der bußfertige Zöllner, und bereueten ihre Sünde. Ich besahe das Völkchen so etwas und lobete ihre Devotion, und wünschte dabei, daß man bei uns Lutheranern auch eine gute Devotion in äußerlichen Gebärden in den Kirchen verspüren möchte. Inmittelst kam der Kurfürst gefahren und ging ins Chor. Ich als ein vorwitziger junger Mensch drang mit hinein, und weil ich wohlgekleidet war und einen roten scharlachnen Mantel umhatte, so ließen auch die Hellebardiere mich passieren und sahen mich für einen jungen Edelmann an. Unter dessen sang der Herr von Andlaw die Messe in pontificalibus, das ist, er hatte einen Bischofshut oder Mütze auf seinem Haupte und einen Bischofsstab in seiner Hand. Ich sahe allen diesen Zeremonien mit guten Gedanken zu und alles war noch gut. Als aber der Herr von Andlaw den gesegneten Kelch emporhielt, da knieten alle, die bei mir standen, nieder, welches ich auch tat und ein Vaterunser betete. Hierzu bin ich aus Bormitz gekommen, Du aber aus Not, und hoffe zu Gott, er werde mir und Dir den

Fehler vergeben haben. Ich bin sonst in Frankreich und sonderlich zu Orleans des Sonntags nachmittags öfters in den katholischen Kirchen gewesen und habe eine gute Musik gehört, und haben mir weder Arme noch Beine gebehet, wie Du schreibest, daß Dir widerfahren. Man muß so kein Banghase sein, sondern allemal ein beständiges standhaftes Herz haben. Du meldest, daß in Lissabon viel Pfaffen, auch viel Kirchen und Klöster seien. Wohl! laß da noch so viel sein, das gehet Dich nichts an; laß nochmal so viel Pfaffen da sein, sie werden Dich nicht beißen, warte Du das Deinige ab. In die Messe zu gehen und in die Kirche, dazu nötiget man niemanden, und wenn Du um die Osterzeit einen Zettel von einem Geistlichen haben kannst, als ob Du gebeichtet und kommuniert hättest, so hast Du um die Geistlichkeit Dich nicht mehr zu bekümmern. Wenn Dir aber von ferne die Pfaffen mit der gesegneten Hostie werden begegnen, wirst Du alle Vorsichtigkeit gebrauchen und einen Umweg nehmen oder in ein Haus gehen.

Du schreibst auch, daß Du allbereits viele Mißgönner da habest, und daß Fric und Umsing die größten seien. Mein Sohn! wer hat keine Mißgönner? Je besser es einem gehet, je mehr Mißgönner hat man. Darum sagen die Holländer: idt is beter, beniedt, als beklagt, als idt man onsen lieven Heer behaegt. Was meinst Du wohl, wie viel Mißgönner ich habe, wovon ich aber die wenigstens kenne, die meisten aber kenne ich nicht. Dawider muß man aus der Litanei singen: unsern Feinden, Verfolgern und Lasterern wollest du Herr vergeben und sie bekehren. Ich hätte gern gesehen, daß, als Fric und Umsing Dich zweimal invitieret,

Du zu ihnen gegangen wärest. Du schreibest, daß sie Dich würden haben etwas abfragen wollen. Aber Du bist ja kein Kind, daß sie Dir hätten können was abfragen, besonders hättest Du ihnen ja nur können antworten, was Du gewollt und sie wissen sollen. Du schreibst auch, daß Fric vor Dir den Hut nicht abnähme; nun bist Du ja jünger als Fric, und kommt also Dir ja zuvörderst zu, daß Du ihn zuerst grüßest. Du meldest auch, daß Umsing gute Worte gebe und Galle im Herzen habe; darauf dienet, daß man Füchse mit Füchsen müsse pflügen. Gib Du auch allen Leuten, sie seien geist- oder weltlich, zu allen Zeiten gute Worte und gedenke das Deine daneben, das ist der Welt Lauf.

Es ist uns aus Deinem Schreiben sonderlich lieb zu vernehmen, daß Du hoffest in der portugiesischen Sprache bald zu avancieren, welches Dir ein groß contentement geben wird, und ob Du zwar wegen Mangel der Sprache für jetzt keine sonderliche Hilfe und Assistenz im Kaufen und Verkaufen leisten kannst, so kannst Du doch die Bücher halten und alles fleißig anschreiben und verzeichnen. —

Vermahne Deinen jungen Heinrich zur Gottesfurcht und mithin zu Beten und Lesen, und laß ihn des Sonntags vormittags Dir des Molleri postilla auf Deiner Kammer vorlesen.

Deine Mutter hat mit Günther Andreas geredet und ihm gesagt, er soll acht haben, wenn ein Schiffer an der Börse angeschlagen wird, daß er auf Lissabon laden wolle, alsdann soll die Tonne Bier mitgesandt werden. Du hast bei Deiner Frau Mutter nicht acht Mark zehn Schilling, sondern acht Rtlr. gut, das habe ich Dir auch vor diesem geschrieben. Und wenn die acht Rtlr. schon zu Ende sind,

so wird es auf eine Tonne Bier nicht ankommen. Du hast alle Zeit so viel und mehr gut. Wir werden Dir, ob Gott will, auch einen frischen geräucherten Elblachs übersenden und verehren, denn ich habe bereits vor drei Tagen zwei Lachse in den Rauch schneiden lassen, wovon wir Dir einen zugedacht haben. Und läßt sich der Lachsfang ziemlich an, wiewohl sie das Pfund annoch für eine Mark verkaufen.

Am vergangenen Montag hielten wir unsere Petri- und gestern unsere Matthäi-Kollation, da ich denn bequeme Gelegenheit gehabt, Dich und Deinen Konfrater dem Herrn Bümmlermann zu rekommandieren. Derselbe rühmt mir, daß er Briefe von Dir hätte, und ließ sich der gute ehrliche Mann gegen mich sehr wohl aus, sagte auch, daß er mit dieser Post euch antworten wollte, also daß ich keinen Zweifel trage, Gott werde Dich und Deinen Konfrater wohl segnen, daß ihr nicht werdet zu klagen haben. Gott gebe Dir Gesundheit, Geduld und einen beständigen freudigen Mut, auch Lust und Liebe zu Deiner Handlung und vorstehenden Arbeit. Im gemeinen Sprichwort sagt man: ora et labora und laß Gott raten. Das tu Du auch und wirf all Dein Anliegen auf den Herrn, er wird's wohl machen. Womit ich für diesmal schliesse, da ich vorgestrigen Tages mein siebentes Regierungsjahr zu Ende gebracht und durch Gottes Gnade und Beistand beschloßen habe; und tue Dich nebst freundlicher Begrüßung von all Deinen lieben Angehörigen dem sichern Schutz des großen Gottes getreulich empfehlen und verbleibe jederzeit

Hamburg, den 25. Februari 1681.

Dein wohlaffectionierter Vater
Johann Schulte, Lt.

PS. Ich habe in meinem Schreiben, wo mir recht ist, vom 14. Januari, erwähnt, daß der kurzweilige Heinrich Mein uns in der Schiffergesellschaft eine Rarität und Schüssel mit Fischen, welche in Lissabon gebraten waren, aufgesetzt hat. Nun könntest Du etwa auf die Gedanken kommen, mir dergleichen in-
künftig zu verehren, aber das tu ja nicht, denn einmal kostet es Mühe und Geld, und ich frage nicht groß danach. Vale.

PS. Deine Frau Mutter läßt Dich apart gar freundlich grüßen und siehet gerne par curiosité, daß Du hie und da in Deinem Schreiben erwähnest, wie und in welcher Jahreszeit ihr daselbst lebet und was ihr für Erd- und Baumfrüchte nach und nach habet. Auch kannst Du mit wenigem berühren, was ihr an Fleisch und Fisch oder Zugemüse für Speise esset. Und Du sollst ja zusehen, daß Du gesunde Speise und von allem nicht zu viel issest. — Allhie ist zwar die Elbe auf und ziemlich gelindes Wetter, haben gar gute Elb- und Seefische, allein wir haben gar tiefe und kotige Wege und eine neblichte und dicke Luft, da bei euch außer Zweifel alles zu dieser Stunde grün und lustig ist und alles in der Blüte steht!

PS. Weil das Brieflohn auf Hispanien und Portugal etwas höher sich beläuft als auf andere Plätze, so schreibe ich wider meine Gewohnheit und Manier etwas kleiner und compresser. Mache kleine und leichte Briefe, schreibe aber ziemlich viel darauf und menagire auch hierin. Vale*).

So weit der fluge Bürgermeister Johann

*) Die beiden letzten Postskripte sind aus einem früheren Briefe der Sammlung entnommen.

Schulte. Er erlebte die Freude, daß sein Sohn wohlbehalten aus dem Lande der Mönche zurückkam und nach vielen Familienverhandlungen mit der Jungfrau seiner Wahl verbunden wurde. —

Wohl macht die Arbeit fest und dauerhaft, aber es ist zunächst das egoistische Interesse des tüchtigen Mannes, dem sie dient. — Wer aber den Beruf hat, zum Nutzen anderer tätig zu sein, dem wird durch Pflichtgefühl sein Amt geweiht. Jede Tätigkeit, welche stark genug ist, das Leben zu erhalten, gibt dem Mann auch ein Amt. Der Gesell ist der Beamte seines Meisters, die Hausfrau bekleidet das Amt der Schlüssel, und jede Arbeit entwickelt auch im kleinsten Kreise ein Gebiet von sittlichen Pflichten. Das Pflichtgefühl des Hauses, der Werkstatt hat den Deutschen niemals gefehlt. Immer hat es Bürger gegeben, die für ihre Stadt nicht nur in den Tod gegangen sind, die ihr auch im Leben zuweilen mit Aufopferung gedient haben. Die Reformation hatte das Gefühl der Pflicht für große Gebiete irdischer Tätigkeit gesteigert, Selbstverleugnung und Opfermut der frommen Seelsorger sollen immer hochgehalten werden. Sieht man aber näher zu, so war der letzte Grund des gesteigerten Pflichtgefühls doch vorzugsweise religiöser Natur. Es war das Gebot Gottes, dem der Mensch zu gehorchen suchte; wo die Schrift nicht mit starker Stimme befahl, war der Sinn für das Allgemeine noch nicht kräftig entwickelt, die Vorstellung von den Pflichten des eigenen Amtes unsicher.

Es ist lehrreich, daß gerade die Heere des Krieges dazu beitragen sollten, dem Bürger die Pflicht des Berufes höher zu stellen. Aus der Soldatenehre entwickelte sich nicht nur ein adliges Korpsgefühl, auch

dem Bürger kam aus dieser Quelle allmählich die Amtsehre. Zuerst allerdings gab es ihm Ehre vor anderen, wenn er seine Pflicht erfüllte, aber auch in seinem Innern schaffte ihm solches Tun Befriedigung und gerechten Stolz. So erwuchs nach der Treue des Mittelalters, nach der Frömmigkeit der Reformationszeit ein neues Gebiet von sittlichen Forderungen. Noch mehr Empfindung als konsequenter Gedanke, aber es war doch ein Fortschritt. Zunächst freilich nur in den Besten.

Zwei Jahre nachdem Herr Bürgermeister Schulte seinen Sohn so väterlich ermahnt hatte, endete wenige Grade südlich von Lissabon das Leben eines Hamburgers in furchtbarer Katastrophe. Auch davon soll ein alter Bericht erzählen.

Einer der Kriegskapitäne Hamburgs war Berend Jakob Carpfanger*). Im Jahre 1623 in der Stadt geboren, machte er seine Schule, wie Brauch war, auf den Kauffahrern durch, früh wurde er Mitglied der Admiralität und endlich als Konvoikapitän Befehlshaber eines der Kriegsschiffe, welche den Kauffahrer gegen Piraten zu verteidigen hatten. Diese Marineoffiziere der Stadt hatten außerdem die oberste Polizei in ihrer Flotte auszuüben, die diplomatischen Verhandlungen in den Häfen, zuweilen auch an fremden Höfen geschickt zu leiten. Sie mußten einige Übung

*) Die Nachrichten über sein Leben sind zuletzt und am sorgfältigsten gesammelt in O. Benecke, Hamburgische Geschichte und Denkwürdigkeiten, 1856. Daraus die folgenden Notizen. — Die unten mitgeteilte Flugschrift findet sich in dem Stadtarchiv von Hamburg, der Herausgeber verdankt die Kenntnis derselben freundlicher Vermittlung des Herrn Prof. Megidi.

in Geschäften besitzen und mit großen Herren umzugehen wissen, damit die Stadt Ehre und Ruhm von ihnen habe. Carpfanger war nach dem Urtheil seiner Stadt ein feiner, zierlicher Mann, der sich überall wohl zu führen verstand. Sein Bildnis zeigt ein ernstes Antlitz, fast melancholisch, hoch die Stirn, groß die Augen, kräftig Kinn und Mund. Seine Gesundheit war, so scheint es, weniger fest, als dem Seemann wünschenswert ist. Schon als Schiffer hatte er den Beweis geführt, daß er ein Seegefecht zu leiten verstand; er war oft in blutiger Aktion gewesen. Denn noch raubten die Barabesken zur See und am Strand. Nicht mehr mit Galeeren allein, in großen Fregatten fuhren die Raubvögel unter den Schwarm der Handelsmöven. Gerade damals war der „Hund“ das Schrecken der europäischen Meere, weit über die Meerenge von Gibraltar hinaus, oben im großen Ozean, ja an den Küsten der Nordsee kreuzten seine schnellen Schiffe; greulich waren die Hafengeschichten von seiner Wut und Tollkühnheit, seinem Blutdurst. Erst im Jahre 1622 war ein Geschwader von acht Hamburger Kauffahrern die Beute der „Barbaren“ geworden.

Im Jahre 1674 umgürtete der Bürgermeister der Admiralität den Kapitän Carpfanger mit silbernem Degen und überreichte ihm den Admiralsstab. Damals schwor der Seemann vor dem Senat, bei der Defension der anvertrauten Flotte mannhaft zu stehen und eher Gut und Blut, Leib und Leben zu opfern, als sie und sein Schiff zu verlassen.

Seitdem machte er in den zehn Jahren bis zu seinem Tode alljährlich eine Fahrt, im Frühjahr mit seiner Flotte ausziehend, im Herbst heimkehrend.

Schwere Kämpfe hatte er mit Sturm und Wellen zu bestehen; er selbst klagt, wie ungünstig ihm die Elemente seien.

So fuhr er nach Cadix, Malaga, ins nördliche Eismeer, nach Lissabon. Von einer Fahrt nach Grönland brachte seine Flotte von fünfzig Schiffen die Beute von fünfhundertfünfzig Walfischen heim. Einmal wurde der Heimkehrende an der Elbmündung von fünf französischen Kapern angegriffen: in zwölfstündigem Kampfe schoß er zwei in den Grund, daß sie vor seinen Augen mit Mann und Maus versanken, die anderen suchten das Weite. Auch gegen die brandenburgischen Kaper war er aus. Damals geschah es, daß die rote Admiralsflagge Hamburgs gegen den roten Adler Brandenburgs drohend an die Gaffel der Besan flog. Denn der Große Kurfürst war im Jahre 1679 den Hamburgern nicht hold, und hatte ihnen durch seine kleinen Kriegsschiffe bereits mehrere Segler abgefangen. Die Gegner trafen einander, aber Carpfanger hatte strenge Instruktion, nur defensiv zu verfahren. Deshalb lief alles gut ab. Das große Schiff flößte den Brandenburgern Respekt ein, sie sandten eine Schaluppe mit zwei Offizieren zum Gruß, und „um sich die Einrichtung des Schiffes anzusehen“. Der Hamburger traktierte sie in seiner Kajüte mit Wein, dann verabschiedeten sie sich höflich. Ihre Schiffe taten einige Salutschüsse, welche Carpfanger mit gleicher Artigkeit erwiderte, dann segelten sie auseinander.

Und wieder traf der Kapitän auf einer seiner Südfahrten die spanische Silberflotte im Kampf mit türkischen Piraten. Das Treffen stand ungünstig für die Spanier, einige schwere Gallionen waren

abgeschnitten und wurden von den Räubern bewältigt. Carpfanger griff die Piraten an und befreite durch volle Lagen die spanischen Schiffe. Er wurde deshalb an den Hof Karls II. geladen und vom König mit einer goldenen Ehrenkette beschenkt.

Kam er nun im Herbst aus Wind und Wellen in die engen Straßen der alten Stadt, so war ihm auch da wenig Ruhe gegönnt. Dann begann ein Mäkeln mit dem Senat um die aufgewandten Unkosten, ein Schreiben von Berichten, Verantwortung wegen einzelner Dispositionen, die den Herren am Ratstisch nicht einleuchteten oder die ein Privatinteresse verletzt hatten, aller Ärger der Schreibstube, den der Seemann so bitter haßt. Denn ein kleinlicher Krämergeist fehlte dem alten Hamburg nicht. — Im Winter 1680 starb ihm sein liebes Weib in den besten Jahren.

Wieder und wieder geleitete er seine Kauffahrer nach Cadix und Malaga, im Jahre 1683 auf der Fregatte „Das Wappen von Hamburg“. Sturm und ein leckes Schiff der Flotte hatten die Fahrt verlängert, aber schon war an der Hamburger Börse bekannt gemacht, daß der Kapitän die Rückfahrt aus Hispanien via Insel Wight machen werde. Da kam statt seiner eine traurige Zeitung. Diese Zeitung wird hier mitgeteilt, sie ist zugleich ein Beispiel der alten Weise, im Fluge Neuigkeiten zu verbreiten.

„Traurige Zeitung aus Cadix in Spanien.“

Cadix vom 12./22. Oktober. Guter und werter Freund! Wollte wünschen, daß dieses mein Schreiben lieber eine Freude erweckende als Trauer verursachende Zeitung sein möchte; allein wenn wir sterbliche Men-

ſchen in dem höchſten Grade des Glücks und der Freude zu ſein vermeinen, ſchwebet über unſern Häu-
ptern das größte Unglück.

Solches haben leider wider jedwedes Vermuten ich und alle empfunden, welche ſich nebst mir auf das Konvoischiſſ „Das Wappen von Hamburg“ begeben hatten.

Am 10./20. Oktober hatten ich und unſere Hauptoffiziere, wie auch des Herrn Kapitäns Sohn und deſſen Couſin die Ehre, mit unſerem Herrn Kapitän die Abendmahlzeit einzunehmen. Da es ungefähr acht Uhr und eben an dem war, daß man von Tiſche aufſtehen wollte, brachte unſer Kajütenwächter die betrübte Zeitung, daß in der Hölle unſeres Schiſſes Feuer vorhanden ſei. Darauf ſprangen der Herr Kapitän und wir alleſamt erſchrocken vom Tiſche auf und eilten nach dem Ort zu, wo wir denn fanden, daß derſelbe mit allem darin liegenden Tauwerk ſchon in voller Flamme ſtand. Auf Anordnung des Kapitäns wurden geſchwind Eimer und Schöpfen herbeigebracht, viel Waſſer eingegoſſen und einige Löcher eingekappt, weil dieſem Ort nicht wohl beizukommen war, in der Meinung den Brand zu löſchen. Von unſerem Volk, abſonderlich von den Soldaten, die ihr Kommandeur tapfer antrieb, ward fleißig gearbeitet, aber alles vergebens, denn man verſpürte keine Minderung, ſondern Zunahme des Feuers. Es wurden unterſchiedliche Kanonen gelöſt zum Zeichen unſerer Noth, um Hilfe herbeizuschaffen, aber umſonſt, weil die anderen Schiffer ſpäter vorgaben, daß ſie nicht gewußt, was ſolches Schießen zu bedeuten hätte.

Wurde alſo der Kapitän genötigt, unſern Leut-

nant mit der kleinen Schlupe an die umliegenden Schiffe zu senden, ihnen unsern elenden Zustand zu berichten und dieselben um ihre Schlupen, Boote und um Herbeischaffung einiger Schöpfen zu ersuchen. Sie kamen zwar, hielten aber von ferne. Denn da das Feuer dem Teil des Pulvers sehr nahe war, welcher vorn im Schiff zu liegen pflegt und unmöglich wegen der großen Glut herausgebracht werden konnte, so fürchtete jedermann, daß das Schiff und wir alle miteinander auffliegen würden, wenn die Flamme dasselbe erreichte. Deswegen ließen viele Bootsleute von der Arbeit ab und retirierten sich in die Boote und die große Schlupe hinter dem Schiff, oder machten sich auch mit fremden Fahrzeugen aus dem Staube, wie sehr man denselben auch zurief, uns kein Volk zu entführen.

Denen in dem Boot und der großen Schlupe rief der Kapitän aus dem Kajütenfenster zu, daß sie sich ihres Eides, den sie ihm und der Obrigkeit geschworen hätten, erinnern und ihn nicht verlassen, sondern wiederum an Bord kommen sollten, weil noch keine Not vorhanden sei und das Feuer mit Gott gelöscht werden könne.

Diese folgten zwar dem Kommando und fingen die Arbeit mit Ernst wieder an, allein es war alles ohne Nutzen, denn das Feuer wurde je länger je größer. Der Leutnant, der Schiffer, wie auch andere Offiziere gingen zu dem Herrn Kapitän, nachdem man schon über zwei Stunden allen Fleiß, aber ohne Frucht, angewendet, und berichteten, daß leider keine Hilfe mehr vorhanden sei und das gute Schiff unmöglich gerettet werden könne, sondern es wäre hohe Zeit, sich zu salvieren, wofern man nicht im Schiffe verbrennen

oder mit demselben auffliegen wollte. Denn zwischen dem Feuer und Pulver wäre nur noch ein Brett, einen Finger dick, übrig. Der Kapitän aber, welcher das Schiff noch immer zu erhalten vermeinte und seine Ehre höher als das Leben und alles in der Welt schätzte, gab zur Antwort, er wolle nicht aus dem Schiff, sondern darin leben und sterben. Sein Sohn fiel vor ihm auf die Knie und bat um Gottes willen, daß er sich doch eines andern bedenken und sein Leben zu konservieren suchen möchte. Dem antwortete er: ‚Pack’ dich weg, ich weiß besser, was mir anvertraut ist.’

Darauf befahl er dem Quartiermeister, diesen seinen Sohn nebst seinem Cousin an ein anderes Schiff abzusetzen, wie denn auch geschah. Er wollte auch nicht gestatten, daß das geringste von seinem eigenen Gute fortgeschafft werde, um dadurch nicht dem Volke den Mut zu benehmen.

Inmittelst schlugen einige vor, das beste wäre, ein Loch in das Schiff zu kappen und solches in den Grund laufen zu lassen; der Kapitän aber wollte dies nicht bewilligen, sondern sagte, er hätte noch immer Hoffnung, das Schiff zu salvieren. Andere rieten, man solle die Taue kappen und das Schiff an den Strand setzen. Dies wurde endlich bewilligt, und befohlen, die Taue zu kappen. Da man aber im Begriff war, dies zu verrichten, und eben die Besane und Focke hatten fallen lassen und das Volk noch auf der Fockraa saß, kam das Pulver vorn im Schiff in Brand. Es war ihm aber durch Eingießen vielen Wassers die Kraft benommen, und so flog es nur mit einem Zischen auf. Das Feuer brannte ungefähr bei dem Fockmast durch das Deck, lief, weil oben ein

harter Levant wehte und das Schiff auf den Wind lag, den Mast hinauf in die Wanten, in die Segel und in einem Augenblick über das ganze Schiff.

Als das Volk, das noch im Schiff war, solches sah, suchte es mit erbärmlichem Schreien die Flucht. Etliche liefen nach der Kajüte, in der Meinung, dort Trost zu finden, etliche nach der Konstabellkammer. In dieser letzteren hatte sich der Leutnant auf Order des Kapitäns, neben sich einen Soldaten mit geladenem Gewehr, in die eine Pforte gesetzt, um zu verhindern, daß niemand durch die Kammer in die große Schlupe laufen möchte, die hinter derselben angebunden lag. Der Leutnant wurde durch die Pforte hinausgedrängt und dadurch genötigt, sich in die Schlupe zu begeben, ihm folgte alsbald ein Haufen Volkes; viele sprangen in das Boot. Da dasselbe aber schon vom Bord abgestoßen war, weil das Schiff nach hinten zu über und über brannte und die Meinung war, daß das Feuer das Pulver hinten im Schiff erreichen und alles, was um und neben dem Schiff wäre, mit in die Luft sprengen möchte, so mußten die armen Menschen, die noch im Schiff waren und nicht verbrennen wollten, sich den Wellen ergeben und ins Wasser springen. Es hätte einen Stein erbarmen mögen, mit was für Rufen und Schreien diese elenden Menschen häufig im Wasser umhertrieben, so daß nichts zu sehen war als lauter Köpfe.

Während nun das Feuer durch den Wind von vorn nach hinten zu getrieben wurde, mit aller Macht, je länger je stärker, stand ich in der Kajüte mit unterschiedlichen Personen um den Kapitän herum, sie winselten und weinten vor ihm und ermahnten ihn

zugleich, daß nunmehr keine Zeit mehr übrig sei, länger zu verbleiben.

Ich ging von ihnen ab nach dem Fenster zu, um zu sehen, ob noch ein Fahrzeug vorhanden wäre, und fand die große Schlupe noch unten fest liegen; ich resoldierte mich, mein Leben Gott befehlend, und sprang durch das Kajütenfenster in die darunter liegende Schlupe, welches mir auch so wohl gelang, daß ich ohne irgendwelchen Schaden in derselben salviert wurde. Wie ich eben den Rücken vom Kapitän wandte, ging er mit den neben ihm stehenden Personen, worunter der Kommandeur mit einigen Soldaten und Bootsleuten war, zur Tür hinaus. Ich meinte, daß sie sich zu salvieren suchten, wie sie auch willens waren, denn wie ich vernommen, sind sie nach dem großen Rost gegangen, mit dem Vorhaben, den Kapitän in ein Fahrzeug zu zwingen. Allein sie haben keines mehr gefunden. Weswegen sie denn allesamt, da ihnen die Flammen bereits über dem Kopf waren, den Kapitän verlassen haben und über Bord gesprungen sind.

Sobald ich in der großen Schlupe, in welche ich gesprungen war, den Leutnant ansichtig wurde, fragte ich denselben, ob der Kapitän aus dem Schiff wäre. Er gab zur Antwort, ein holländischer Kapitän hätte ihn geborgen. Als wir nun davon vergewissert zu sein vermeinten, wurde die Schlupe in aller Eile losgeschnitten, denn viel Volk, das im Wasser herumschwamm, suchte sich darin zu salvieren, und die Schlupe wurde von ihnen beinahe in das Wasser gezogen, da viele an der Seite hingen. Auch stand zu besorgen, daß wir mit auffliegen würden, wenn die Flamme das Pulver erreichte.

Da wir ungefähr eine Kabellänge vom Schiff gekommen waren, gingen verschiedene Stücke durch die Hitze des Feuers los, und die Granaten sprangen eine nach der andern. Das Feuer erreichte endlich gegen ein Uhr das Pulver in der Krautkammer, und mit einem dumpfen Schläge flog das Hinterteil des Schiffes auf, worauf der noch übrige brennende Teil mit allem, was noch darin vorhanden war, zu Grund gehen mußte, nachdem das gute Schiff im ganzen ungefähr fünf Stunden gebrannt hatte.

Mittlerweile kamen wir mit unserer Schlupe an andere Schiffe, welche in der Bai lagen, und setzten das geborgene Volk aus, mit Ausnahme der nötigen Ruderer, mit welchen der Leutnant durch den übrigen Teil der Nacht an den Schiffen in der Bai den Herrn Kapitän mit Schmerzen suchte. Allein vergebens, indem derselbe nirgends anzutreffen war.

Am folgenden Tage um zehn Uhr vormittags wurde durch eine englische Schlupe an das Schiff von Kapitän Thomsen avisirt, daß die Leiche unseres Kapitäns leider auf ihr Bootstau zugetrieben wäre, welche sie auch geborgen hätten.

Darauf wurde der gute, nunmehr selige Mann alsbald an das Schiff von gemeldetem Kapitän Thomsen gebracht und, wie sich's gebühret in eine reine Leinwand gekleidet, welche der Kapitän Thomsen für dankbare Bezahlung hergab.

Unter allen Menschen, die bei diesem großen Unglück um das Leben gekommen (an Bootsleuten zweiundvierzig und an Soldaten zweiundzwanzig Personen), ist der selige Herr Kapitän der erste gewesen, der wiedergefunden wurde. Zu seiner Bestattung wurde alsbald Anstalt gemacht, und als alles Nötige

herbeigeschafft war, ist er am 13. dieses, als Sonnabends, allhier hinter den Puntales, allwo man an diesem Ort die fremden Nationen zu begraben pflegt, nach christlichem Gebrauch zur Erde bestattet worden. Vorher wurde von unserem Domine eine herrliche Leichenpredigt gehalten, ihn geleiteten etliche zwanzig Schlupen, worin viele vornehme Kapitäne und Kaufleute gefahren wurden, jede führte die Flagge zu halber Stenge als Zeichen der Trauer; gleichermaßen bezeugten die allhier liegenden englischen, holländischen und Hamburger Schiffe mit Wehen ihrer Flaggen und Göschen zu halber Stenge ihre Kondolenz, unter Lösung der Kanonen, woraus über dreihundert Schüsse gehört wurden.

Wer dieses erschreckliche Feuer und Unglück verursacht, oder durch welches Versehen dasselbe entsprungen, ist unbekannt. Der Junge des Hochbootsmanns, welcher in der Hölle gewesen war und die Lampe, die daselbst zu brennen pflegte, zu bewachen hatte, berichtet, daß er eben aus der Hölle auf das Verdeck gegangen wäre, um einen andern Jungen zu sprechen, beim Zurückkommen aber die Hölle in vollem Brande gefunden. Gott behüte ein jedes Schiff vor dergleichen Unglück und tröste diejenigen Witwen und Waisen, welche die Ihrigen dabei verloren.“

So weit die Zeitung aus Cadix. — Nach andern Nachrichten*) ist der Kapitän allein auf seinem Schiff noch bis zuletzt umhergewandelt; andere wollen ihn an einer offenen Stückpforte gesehen haben, wie er die Hände gefaltet gen Himmel hob; nach anderen

*) Benecke a. a. D. S. 207.

soll er sich als letzter ins Wasser begeben haben, um sich nach Gottes Willen entweder zu retten oder unterzugehen, und es sei kein Wunder, daß der kränkliche alte Herr nach den erschrecklichen Affekten und Anstrengungen der letzten Stunden in die Tiefe gegangen sei. — Den Matrosen war etwas Wunderbares aufgefallen, drei Tauben hatten stundenlang über dem brennenden Schiffe geschwebt, so lange bis es in die Luft flog*). — König Karl II. von Spanien ließ auf dem Grabe des Hamburger Seemanns ein Denkmal errichten, welches nach Konsularberichten erst im Anfange dieses Jahrhunderts durch den spanischen Krieg zerstört wurde.

Wir freuen uns, daß der Admiral seinen Eid hielt. Die Ehre seines Berufes forderte seinen Tod und er starb. Denn es ist besser, daß einmal ein tüchtiger Mann, der sich wohl noch retten könnte, mit seinem guten Schiffe untergehe, als daß dem seefahrenden Volk in Todesgefahr das Vorbild ausdauernder Kraft fehle. Er starb, wie dem Seemann ziemt, schweigsam und kalt, den eigenen Sohn wies er kurz ab, seine ganze Seele war bei seinem Amt. — Möge der deutsche Bürger nie so weit kommen, daß er die That des Mannes für etwas Seltenes und Unerhörtes halte. Auch im Binnenlande sind seit ihm viele Hunderte friedlicher Bürger gestorben, weil sie bis zum Äußersten und darüber ihre Schuldigkeit taten, Seelsorger bei der Seuche, Ärzte im Lazarett, hilfreiche Handarbeiter in Feuersgefahr. Und wir

*) Man verfehlte nicht, die geheimnisvollen Tauben auf dem Kupferstich eines fliegenden Blattes abzubilden, welches mit angehängter Erklärung bald darauf erschien.

hoffen, daß der Leser annehme, dergleichen gebühre sich und sei bei uns in Ordnung.

Und doch hebt sich unser Herz bei dem Gedanken, wie in denselben Jahren, in welchen Straßburg so schmäzlich verloren ging, ein Landsmann gerade so empfand, wie wir empfinden sollen, daß nämlich da nicht viel zu erstaunen ist, und auch kein großes Geschrei und Winseln zu erheben ist, wenn einer für seine Pflicht stirbt. Und wer das Meer befährt, und wer die See nie rauschen hörte, beide sollen sein Gedächtnis ehren. Der Deutsche war nach 1648 sehr heruntergekommen, aber er verdiente doch ein besseres Leben, denn er verstand noch für eine Idee zu sterben.

Der deutsche Bauer seit dem Dreißigjährigen Kriege.

Nach dem großen Kriege begann ein Kampf der Gutsherren und der Neubefestigten Staatsgewalt gegen die wilden Gewohnheiten des Landvolks. Der Landmann hatte sich gewöhnt, lieber das rostige Feuerrohr als den Pflug zu führen. Er war entwöhnt seine Hofdienste zu leisten, und sein Sinn wurde nicht gefügiger, seit entlassene Soldaten sich auf den Trümmern der alten Dorfhütten niedergelassen hatten. Die Bauernburschen und Knechte trugen sich wie die Reiter, Kanonen an den Füßen, Mützen mit Marder-aufschlägen, doppelte Hutschnüre, feines Tuch an ihrem Rocke, sie führten Büchsen und langstielige Äxte, wenn sie zur Stadt kamen oder am Sonntage sich zusammengesellten; das half ihnen vielleicht einmal gegen Räuber und wildes Gefier, aber weit gefährlicher war es dem Herrn und seinem Verwalter, unerträglich bei untertänigen Leuten; es wurde mit Strenge immer wieder verboten*). Die Niederlassung verabschiedeter Soldaten, welche doch etwas Beutegeld in das Dorf brachten, war willkommen, aber wer eine Kriegsfeder am Hut getragen hatte, der sträubte sich gegen die harten Lasten eines Hörigen. So wurde festgesetzt: wer unter der Fahne gestanden hatte, ward für seine Person der Untertanenpflicht

*) Kaiserl. Privilegia und Sanctiones in Schlessien, I. 166; III. 759.

ledig, nur wer beim Troß gewesen war, blieb verpflichtet. Alles Volk war im Kriege durcheinandergelaufen, eigenmächtig hatten die Untertanen ihre Wohnsitze gewechselt, sich auf fremdem Grunde niedergelassen mit und ohne Erlaubnis der neuen Gutsherrschaft. Das war unendlich; dem Gutsherrn wurde das Recht gegeben, sie zurückzuholen, und wenn der neue Gutsherr in seinem Interesse sie schützte und nicht nachgeben wollte, sogar mit Gewalt. So ritten jetzt die Edelleute mit ihren Knechten aus, ihre Untertanen, die ohne „Paßzettel“ entwichen waren, in der Landschaft einzufangen*). Hestig muß der Widerstand der Leute gewesen sein, denn die Verordnungen sehen sich auch in Landschaften, wo die Hörigkeit streng war, z. B. in Schlesien, genötigt, anzuerkennen, daß die Untertanen allerdings freie Leute seien und nicht Sklaven. Aber dieser Ausspruch blieb ein theoretischer Satz, er wurde in den nächsten hundert Jahren selten gehört. Sehr lästig war den Gutsherren in dem menschenarmen Lande der Mangel an Dienstboten und Arbeitern. Allen Dorfsinsassen wurde verboten, Kammern an ledige Männer und Frauen zu vermieten; alle solche Inlieger sollten der Obrigkeit angezeigt und in das Gefängnis gesteckt werden, falls sie nicht Dienstboten werden wollten, auch wenn sie sich von anderer Tätigkeit erhielten, den Bauern um Tagelohn säeten, oder gar mit Geld und Getreide handelten**). Durch ein ganzes Menschenalter wird in den Verordnungen der Landesherren immer wieder bittere Klage geführt über das boshafte und mutwillige Gesinde, das sich in die

*) Kais. Privil. und Sanct. I. 150. 159.

**) Ebendas. I. 125.

harten Bedingungen nicht fügen, mit dem gesellichen Lohn nicht zufrieden sein will; den einzelnen Gutsherren wird verboten, mehr zu geben, als die Landschaft in einer Tare festgesetzt hat. Und doch sind die Bedingungen des Dienstes kurz nach dem Kriege zuweilen noch besser, als sie hundert Jahre später waren; noch erhält das Gesinde 1652 in Schlessien zweimal in der Woche Fleisch; noch in unserm Jahrhundert hat es ebendort Kreise gegeben, wo sie es nur dreimal im Jahre erhielten*). Auch der Tagelohn war nach dem Kriege höher als in den folgenden Jahrhunderten.

So legte sich langsam wieder der eiserne Ring um den Hals des zuchtlosen Landvolkes, enger und härter, als er vor dem Kriege gewesen war. In dem Kriege waren kleine Dörfer, noch mehr die einzelnen Höfe, welche die Unabhängigkeit des Bauern so sehr begünstigt hatten, von der Erde verschwunden, sie waren z. B. in der Pfalz, auf den Hügeln von Franken zahlreich gewesen, noch heut haften ihre Namen an der Scholle. Eng zogen sich die Dorfhütten in der Nähe des Herrenhauses zusammen und leichter wurde die Herrschaft über die schwache Gemeinde, welche vom Morgen bis zum Abend unter den Augen des Herrn und seines Vogtes lebte. Wie ihr Leben verlief bis zu der Zeit unserer Väter, das wird am deutlichsten, wenn man ihre Dienste näher betrachtet. Auch ein flüchtiger Blick darauf wird den jüngeren des lebenden Geschlechts wie ein Blick in eine fremde, unheimliche Welt. Allerdings waren die Verhältnisse, unter denen das deutsche Landvolk

*) Kais. Privil. und Sanct. I. 138.

litt, sehr verschieden. Nicht nur in den Landschaften, fast in jeder Gemeinde bestanden besondere Bräuche. Schon die Namen der Dienste und Abgaben würden zusammengestellt ein kleines Wörterbuch unholder Namen bilden*). Aber bei aller Verschiedenheit der Namen und der Höhe dieser Lasten bestand doch in ganz Mitteleuropa in der Hauptsache eine Übereinstimmung, welche vielleicht schwerer zu erklären ist als die Abweichungen.

Die älteste Abgabe des Landmanns war der Zehnte, die zehnte Garbe, ja der zehnte Teil des geschlachteten Tieres, selbst ein Zehntel von Wein, Gemüse, Obst. Der Landbauer zahlte ihn häufig doppelt, an seinen Gutsherrn und außerdem als Pfarrzehnten an seine Kirche. Wie niedrig dabei auch sein Ernteertrag veranschlagt sein mochte, die zehnte Garbe war weit mehr als der zehnte Teil seines Reinertrags.

Dem Gutsherrn aber hatte der Landmann von seiner Stelle zuerst Hand- und Spanndienst zu leisten. Seit frühem Mittelalter in dem größten Teile Deutschlands drei Tage wöchentlich, also die halbe Arbeitszeit seines Lebens. Wer auf seinem Besitz Zugvieh zu halten verpflichtet war, der mußte mit Ackergerät und Geschirr die Arbeitsstunden fronen, bis die Sonne vom Himmel wich; die kleineren Leute mußten ebenso Handarbeit tun, je nach der Pflicht ihrer Stelle mit zwei, mit vier oder gar mit mehr Händen. Sie standen günstig, wenn sie während solcher Tagesarbeit Kost erhielten. Und selbst Be-

*) Sieben und ein halbes Hundert derselben hat C. H. von Lang aufgezählt: Historische Entwicklung der deutschen Steuerverfassung. 1793.

stimmung der Tage war der Gutsherrschaft überlassen. Diese uralte Verpflichtung wurde nach dem Kriege durch die Übergriffe der Herren nur zu oft gesteigert. Am meisten im östlichen Deutschland. Die Frontage wurden willkürlich in halbe, ja in Vierteltage zerissen und dadurch dem Landmann die Versäumnis und die Unordnung der eigenen Wirtschaft beträchtlich vermehrt. Vermehrt wurde auch die Zahl der Tage. Sogar noch in dem Jahrhundert, welches wir mit gerechtem Selbstgefühl die Zeit der Humanität nennen. Im Jahre 1790, als gerade Goethes Torquato Tasso zuerst in die gebildeten Edelhöfe Kur Sachsens drang, erhoben sich die Bauern in Meissen gegen die Gutsherren, weil diese die Dienste so übermäßig gehäuft hatten, daß den Untertanen selten ein Tag zu eigener Arbeit frei blieb*). Und wieder 1799, während Schillers Wallenstein in Berlin den kriegerischen Adel begeisterte, mußte Friedrich Wilhelm III. eine Kabinettsorder erlassen, worin er seinen Edelleuten einschärfte, den Hofdienst ihrer Bauern nicht häufiger als drei Tage in der Woche zu beanspruchen und den Leuten ein billiges Gemüt zu erweisen.]

Eine zweite Last des Untertanen war die Abgabe bei Besitzveränderungen durch Tod oder Veräußerung: das Besthaupt und Laudemium. Das beste Ross, das beste Rind waren einst der Preis gewesen, um den ein Erbe den Besitz der Stelle von dem Gutsherrn erkaufen mußte. Längst war diese Abgabe in Geld verwandelt. Aber wenn im 16. Jahr-

*) F. von Liebenroth: Fragmente aus meinem Tagebuch. 1791. S. 169. Der Verfasser war sächsischer Offizier, ein verständiger und loyaler Mann.

hundert auch in Gegenden, wo der Bauer unter starkem Drucke saß, die Landesordnung gestattete, daß Bauerngüter verkauft und gekauft werden konnten, und daß der Herr von dem Bauer, welcher verkaufte, keinen Abzug nehmen durfte*), so wurde auch in derselben Landschaft schon 1617, vor dem Dreißigjährigen Kriege, festgesetzt, daß die Herrschaft widerwärtige Untertanen zwingen durfte, ihr Gut zu verkaufen, und daß sie, falls sich kein Käufer fand, dasselbe zu zwei Dritteln der Taxe annehmen konnte. Erst unter Friedrich dem Großen wurde für die meisten Provinzen des Königreichs Preußen den Untertanen die Erbllichkeit und das Eigentumsrecht gesichert. Und diese Verordnung half dazu, ein Leiden des Landvolkes zu enden, welches das Land zu entvölkern drohte. Denn gerade im vorigen Jahrhundert, seit die Gutsherren darauf bedacht waren, den Ertrag ihrer Wirtschaft zu steigern, fanden sie vorteilhaft, einzelne ihrer Untertanen auszutreiben und die Bauernäcker zum Herrengut zu schlagen. Die Ausgetriebenen verfielen als heimatlose Leute dem Elend; den übrigen Untertanen aber wurden dadurch die Lasten vollends unerträglich gemacht, denn ihnen wurde jetzt von den Gutsherren zugemutet, auch noch die früheren Bauernäcker zu bestellen, deren Besitzer sonst durch ihre Arbeit die Bestellung des Herrengutes erleichtert hatten. Dies „Bauernlegen“ war im östlichen Deutschland besonders arg geworden. Als Friedrich II. Schlessien eroberte, waren dort viele tausend Bauerngüter ohne Wirte; die Hütten lagen in Trümmern, die Äcker waren in den Händen der

*) Landesordnung für die Fürstentümer Oypeln und Ratibor vom Jahre 1561.

Gutsherren. Alle eingezogenen Stellen mußten wieder aufgebaut, mit Wirten besetzt, mit Vieh und Geräte ausgestattet und als erblicher und eigentümlicher Besitz an Landbauer ausgegeben werden. Auf Rügen verursachte derselbe Mißbrauch noch in der Jugend von Ernst Moritz Arndt Aufstände des Landvolks, Soldaten wurden entsendet, Aufrührer eingekerkert; dafür suchten die Bauern Rache, sie lauerten einzelnen Edelleuten auf und erschlugen sie. Ebenso war in Kursachsen noch 1790 derselbe Mißbrauch eine Ursache der Empörung.

Aber auch die Kinder des Untertanen standen unter dem Dienstzwang. Wurden sie arbeitsfähig, so mußten sie der Herrschaft vorgestellt werden und, wenn diese es forderte, einige Zeit, häufig drei Jahre, auf dem Hofe dienen. Für den Dienst an anderem Orte war ein Erlaubnisschein nötig, welcher erkaufte werden mußte. Ja, auch wer bereits auswärts diente, hatte sich alle Jahre einmal — oft um Weihnachten — der Gutsherrschaft zur Auswahl zu stellen. Ging das Kind eines Untertanen in das Handwerk oder einen anderen Beruf über, so mußte der Herrschaft eine Summe erlegt werden, welche dafür den Entlassungsbrief ausstellte. Es war eine Milderung dieses alten Restes der Leibeigenschaft, wenn etwa einmal bestimmt wurde, daß Bauerntöchter auch auf andere Güter heiraten durften ohne Entschädigung des Herrn. Doch sollte dann der Gutsherr von dem neuen Herrn in freundlichem Schreiben wegen der Freilassung begrüßt werden*). Der Preis, um welchen der Untertan sich selbst und seine Familie freikaufen

*) Landesordnung für die Fürstentümer Oppeln und Ratibor vom Jahre 1561.

konnte, war nach der Zeit und den Landschaften sehr verschieden. Er wurde unter Friedrich II. in Schlesien auf einen Dukaten für den Kopf ermäßigt. Doch das waren ungewöhnlich günstige Verhältnisse der Untertanen. In Rügen war der Freikauf noch später ganz der Schätzung des Herrn überlassen, ja er konnte verweigert werden; ein stattlicher Bursch mußte dort wohl 150, eine hübsche Magd 50 bis 60 Taler bezahlen.

Aber noch nach anderen Richtungen wurde die Kraft des Landmanns von dem Gutsherrn ausgenutzt. Er war verpflichtet, mit Gespann oder Hand bei allen Bauten der Gutsherrschaft Hilfe zu leisten, er war verpflichtet, Botendienste zu tun. Wer nach der Stadt wollte, mußte den Vogt und Gerichtsherrn fragen, ob nichts zu bestellen sei. Kein Hausbesitzer durfte, bestimmte Fälle ausgenommen, ohne Vorwissen der Ortsbehörde über Nacht aus dem Dorfe bleiben*). Er mußte der Reihe nach die Nachtwache für den Edelhof stellen, je zwei Mann. Er mußte, wenn ein Kind des Gutsherrn sich verheiratete, eine Beisteuer an Getreide, Kleinvieh, Honig, Wachs, Leinwand zum Schlosse tragen, er hatte endlich fast überall seine Zinshühner und Eier, die alten Symbole der Abhängigkeit von Haus und Hof, seinem Herrn darzubringen.

Doch widerwärtiger als manche größere Lasten war dem deutschen Landmann jenes Recht, welches dem Jagdwilde des Gutsherrn auf dem Acker des Bauern zustand. Die furchtbare Tyrannei, mit welcher das Jagdrecht von den deutschen Fürsten seit

*) J. B. Dreiding des Fürstentums Dels von 1652.

dem Ende des Mittelalters ausgeübt wurde, drückte nach dem Dreißigjährigen Kriege von neuem. Das Feuerrohr war dem Landmann verboten, die Raubschützen wurden niedergeschossen. Aber wo die Ackerflur an größere Wälder grenzte oder eine Herrschaft das Recht der hohen Jagd übte, dauerte durch Jahrhunderte ein heimlicher, oft blutiger Krieg zwischen Förstern und Wildschützen. Solange noch Wölfe um die Dörfer schlichen, grub der ergrimmt Bauer am Rande des Waldes Löcher, die er mit Reissig bedeckte, in der Tiefe mit spitzen Pfählen besetzte. Er nannte sie Wolfsgruben, das Gesetz aber wußte wohl, daß es Wildfallen waren, und verbot sie bei harter Strafe. Er nahm sich die Freiheit, solche Grundstücke, welche dem Wildschaden am meisten ausgesetzt waren, an Soldaten oder Städter zu vermieten, auch das wurde ihm verboten; er versuchte seine Äcker durch Zäune zu schützen, die Zäune wurden ihm niedergeworfen. Im sächsischen Erzgebirge wachten die Bauern im vorigen Jahrhundert bei ihrer reisenden Saat; dann wurden Hütten an die Äcker gebaut, in der Nacht Feuer angezündet, die Wächter schrien und rührten die Trommel und ihre Hunde bellten, das Wild aber gewöhnte sich zulezt an solche Scheuchen und fürchtete weder Bauern noch Hunde. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts war unter der milden Regierung in Kursachsen, wo für Wildschaden bereits nach mäßiger Taxe eine Entschädigung bezahlt wurde, verboten, die Umzäunungen der Felder über eine bestimmte Höhe zu errichten oder spitze Pfähle dabei zu verwenden, damit das Wild sich nicht beschädige und nicht verhindert sei, auf dem Ackerstück seine Nahrung zu suchen, bis sich endlich vierzehn Ort-

schaften im Amt Hohnstein zu einer allgemeinen Jagd verschworen und im erbitterten Treiben das Wild über die Grenze scheuchten. Sogar für die Schäferhunde war der Knittel, den sie am Halse trugen, nicht hinderlich genug, den Hasen lästig zu werden, sie mußten auf dem Felde an Stricken gehalten werden. Der Landmann selbst aber war verpflichtet, bei den Jagden seiner Herrschaft hinter den Neßen herzugehen und als Treiber die Klapper zu schwingen. Sogar die Hasenjagd verdarb ihm die Felder, seit die Reiter mit Windhunden die Saaten durchstöberten und zertraten. —

Zu diesen Lasten, welche allgemein waren, kamen zahllose örtliche Beschränkungen, von denen hier nur weitverbreitete aufgeführt werden. Häufig wurde dem Untertan die Zahl des Viehes, welches er halten durfte, nach seinem Ackermaß vorgeschrieben. Die Weide auf seinem Acker gehörte vor der Aussaat und nach dem Einbringen der Frucht zum Teil dem Gutsherrn. Dies Recht, schon im Mittelalter beansprucht, wurde gerade im vorigen Jahrhundert, seit die Edelleute die Schäfereien vermehrten, eine arge Plage. Denn natürlich wurde die Bauernweide am meisten in Anspruch genommen, wenn das Futter der Tiere einmal misraten war; wie sollte dann der Bauer seine Tiere erhalten?

Schon 1617 galt in Schlesien der Satz: Bauern dürfen keine Schafe halten, falls sie nicht alte Briefe darüber besitzen; Ziegen zu halten wurde hier und da überhaupt verboten. Dies alte Verbot ist eine der Ursachen, daß noch jetzt in weiten Strichen des östlichen Deutschlands dies Nutztier der Armen ganz fehlt. Gegen die Tauben der Bauern hatte schon

Kurfürst August von Sachsen um 1560 in seinen Ordnungen geeifert; seit der Zeit drängt sich das Verbot auch in andere Landesordnungen ein. Aber noch andere Tyrannei ersann die Gewinnsucht. Es kam kurz nach dem großen Kriege auf, daß die Pflicht des Bauern sei, alles Verkäufliche zuerst der Grundherrschaft anzubieten, Dünger, Wolle, Honig, bis auf Eier und Hühner; wollte ihm die Obrigkeit seine Ware nicht abnehmen, so war er verpflichtet, sie in der nächsten Stadt eine festgesetzte Frist auszuliegen, dann erst war der Verkauf frei. Wahrhaft greulich aber war es, daß die Herrschaft ihre Untertanen zwang, dem Herrengut auch solche Waren abzukufen, deren die Leute nicht bedurften. Diese Barbarei war wenigstens im östlichen Deutschland nach 1650 ganz gewöhnlich, zumal in Böhmen, Mähren und Schlesien. Wenn die Herrschaft die Teiche fischte und ihre Fische nicht am Weiher verkaufen konnte, mußten die Untertanen dieselben im Verhältniß ihres Vermögens nach der Tare abnehmen; dasselbe geschah mit Butter, Käse, Getreide, Vieh. Dies war die Ursache, daß in Böhmen sehr viele Landleute kleine Händler wurden, welche dergleichen Waren in die Nachbarländer verfuhrten, oft zu großem eigenen Schaden*). Vergebens suchte die Landesbehörde in Schlesien noch 1716 diesem Mißbrauch zu steuern**).

Das Ärgste von allem sei hier nur erwähnt. Der Edelmann war auch Gerichtsherr; als solcher dekretierte er durch den von ihm abhängigen Gerichtsver-

*) von Hohberg: Adeliges Landleben, 1687, in der Einleitung.

**) Kaiserl. Privil. und Sanct. IV. 1213.

walter die Strafen für Polizeivergehen: Geldbußen, Gefängnishaft, körperliche Züchtigung. So gewöhnte er sich auch bei der Arbeit den Stock gegen die Untertanen zu heben. Allerdings dringt schon im 16. Jahrhundert das humane Verbot in die Landesordnungen, daß der Herr seine Untertanen nicht schlagen solle. Aber in den folgenden zweihundert Jahren wurde dies Verbot wenig beachtet. Als Friedrich der Große Schlesien neu organisierte, gab er den Bauern das Recht, sich über strenge körperliche Züchtigung bei den Regierungen zu beklagen! Und das galt für einen Fortschritt!

Aber noch andere Lasten drückten auf das Leben des Bauern. Denn über dem Gutsherrn forderte der Landesherr seine Steuer oder Kontribution, Grundsteuer oder Kopfsteuer, er forderte den Sohn des Landmanns unter seine Fahnen und heischte Wagen und Geschirr zum Vorspann in Kriegszeiten. Und wieder über dem Landesherrn forderte wenigstens in dem Teile Deutschlands, in dem die Kreisverfassung nicht gelockert war, das Heilige Römische Reich Deutscher Nation die Umlagen für seine Kreiskasse.

Nicht überall stand der Bauer unter dem Fluche der Hörigkeit. Das alte Gebiet der ripuarischen Franken, die Landschaften jenseits des Rheins von Cleve bis zur Mosel, die Grafschaft Mark, Essen, Werden, Berg hatten sich schon im Mittelalter von der Hörigkeit befreit, wer dort als Landbesitzer nicht Eigentum hatte, saß als freier Mann in lebenslänglicher Pacht. Im übrigen Deutschland hatte sich die Freiheit an die Grenzen im Süd und Nord, an das Nordmeer und die Alpen geflüchtet. Ostfries-

land, die Marschländer an Weser und Elbe längs der Küste bis zu den Ditmarschen herauf, seit der Urzeit schwer zu bezwingende Sitze trotziger Bauerngemeinden, waren frei geblieben. Im Süden waren Tirol und die benachbarten Alpen wenigstens zum größten Teil mit freien Landleuten besetzt, auch in Oberösterreich waren die freien Bauern zahlreich, in Steiermark drückte der Zehnte, welcher dort Hauptabgabe an die Gutsherren war, weniger als anderswo der Hofdienst. Überall, wo das Ackerland spärlich war und die Bergweide den Einwohnern das Leben sicherte, blieb die rechtliche Lage auch der kleinen Leute besser. Dagegen hatte sich in den Ländern der alten Sachsen schon seit der Karolinger Zeit neben einzelnen freien Bauernhöfen eine strenge Hörigkeit entwickelt. Noch am günstigsten saßen die Braunschweiger, die Einwohner der Stiftsländer Bremen und Verden, am schlechtesten die von Hildesheim und der Grafschaft Hoya; im Bistum Münster waren die Frondienste der Eigenbehörigen, wie sie dort hießen, gewöhnlich in ein mäßiges Dienstgeld verwandelt, nur die Zwangsfuhren und der Freikauf drückten. Dagegen hatte dort das Recht des Gutsherrn auf den Nachlaß des Untertanen die weiteste Ausdehnung. Noch um das Jahr 1800 suchten die Landleute, welche — ausnahmsweise — die Lust behielten, Geld zu ersparen, ihr Vermögen durch Scheingeschäfte mit Bürgern ihren Erben zu retten; dafür lag auch noch mehr als der vierte Teil des Münsterlandes unbebaut. Ähnliche Verhältnisse in etwas milderer Form bestanden im Bistum Osnabrück. Unter den Stämmen des Binnenlandes, Hessen, Thüringen, Bayern, Schwaben, Alemannen war die

Zahl der freien Bauern durch das ganze Mittelalter in dauernder Abnahme gewesen, nur in Oberbayern bildeten sie wohl noch einen starken Teil der Bevölkerung; auch in Thüringen war die Zahl der Freien nicht ganz unbedeutend. Dort hatte das Regiment der Landesherren auch den untertänigen Bauern geschont.

Ärger aber stand es in den Ländern östlich von der Elbe — überall, wo Deutsche auf kolonisiertem Slawenboden saßen —, es ist fast die Hälfte des jetzigen Deutschlands. Am allerschlechtesten lebten die Untertanen in Böhmen und Mähren, in Pommern und Mecklenburg, in der letzten Landschaft ist die Untertänigkeit noch heute nicht aufgehoben. Und gerade in diesen Ländern war die Untertänigkeit seit dem Dreißigjährigen Kriege immer drückender geworden, nur die „Freibauern“ und die „Erb- und Gerichtsscholtiseien“, wie sie in Erinnerung an die Zustände der alten Germanisierung noch hießen, bildeten eine — ohnedies auch verkümmerte — Aristokratie des Bauernstandes.

Oft war in den letzten Jahrhunderten an der Ackerkultur und dem Gedeihen der Dorfleute zu erkennen, ob sie freie Männer oder Hörige waren; noch jetzt ist zuweilen aus Intelligenz und äußerer Stetlichkeit zu erraten, in welcher Lage die Väter des lebenden Geschlechtes arbeiteten. Die Bauern am Niederrhein, die westfälischen Markmänner, die Ostfriesen, Oberösterreicher und Oberbayern kamen bald nach dem Kriege in einiges Gedeihen, dagegen wurde von den übrigen Bayern um das Jahr 1700 geklagt, daß der dritte Teil der Felder wüßt liege; ebenso nahm man von Böhmen noch im Jahre 1730 an,

daß der vierte Teil des Grundes, welcher vor dem Dreißigjährigen Kriege Ackerboden gewesen war, mit Wald bewachsen sei. Dort war der Wert des Bodens um die Hälfte niedriger als in anderen Landschaften.]

Allerdings waren nur solche Freie beneidenswert, welche sich die Empfindung besserer Lage als einen Vorzug vor anderen Landleuten bewahrt hatten, so glücklich war aber nur ein kleiner Teil. Häufig fühlten sich noch im 18. Jahrhundert Freie mit keinem oder sehr geringem Ackerbesitz bevorzugt, wenn sie als Untertänige von einer Gutsherrschaft angenommen wurden. Als Friedrich I. von Preußen kurz nach 1700 die Leibeigenen in Pommern befreien wollte, weigerten sie sich, weil sie die neuen Pflichten, die ihnen aufgelegt werden sollten, für schwerer hielten als ihre bisherigen. Oft waren in der That die freien Bauern kaum weniger mit neuen Diensten belastet als solche, die seit alter Zeit untertänig gewesen waren.

Es ist schwer, die menschlichen Zustände, welche sich unter diesem Druck entwickelten, unbefangen zu beurteilen. Denn anders sieht im Verkehr des Tages solches Leben aus, als in dem erhaltenen Statut. Vieles, was uns unerträglich erscheint, machte uralte Gewohnheit leidlich. Sicher hat oft gutherziges Wohlwollen der Edelleute, alter Familien, welche durch viele Generationen mit ihren Landleuten verwachsen waren, das Herbe gemildert und ein treuherziges Verhältnis zwischen Herren und Hörigen erhalten. Noch häufiger ist auch rohe Selbstsucht der Herren durch dieselbe Klugheit zu Maß und Rücksicht genötigt worden, welche jetzt den Sklaven-

halter Amerikas bestimmen. Der Gutsherr mit seiner Familie verbrachte sein Leben unter den Bauern; wenn er bemüht war, Furcht zu erwecken, so hatte doch auch er zu fürchten. Leicht loderte in stürmischer Nacht die Flamme über seine hölzerne Wirtschaft, und in keiner Landschaft fehlten unheimliche Geschichten von strengen Gutsherren oder Verwaltern, die eine unbekannte Hand in Feld und Wald erschlagen hatte. Aber wie großen Einfluß man auch der Güte und Klugheit der Herren einräumen mag, immer bleibt die Stellung der Bauern das schwärzeste Bild aus vergangener Zeit. Denn überall drängt sich auch aus den dürftigen Berichten des 17. und 18. Jahrhunderts der ungesunde und feindselige Gegensatz hervor. Und es war die größere Hälfte des deutschen Volkes, welche unter solchem Drucke verdarb*).

Selten gelang einem Manne von ungewöhnlicher Kraft und Intelligenz, sich aus dem Bann, der sein Leben von der Geburt bis zum Tode umschloß, herauszuarbeiten. Immer größer wurde die Kluft, welche ihn von dem kleineren Teile der Nation schied, bei welchem jetzt Perücke, Haarbeutel und Zopf schon von weitem andeuteten, daß er zu einer privilegierten Klasse gehörte. Und bis zum Ende des 17. Jahrhunderts trugen diese Gebildeten dem Bauern sehr selten ein freundliches Herz entgegen, von allen Seiten schallen die Klagen über seine Verstocktheit, Unehrlichkeit, Roheit. Zu keiner Zeit

*) Man darf das Verhältnis der Landbauer zur Gesamtbevölkerung Deutschlands von 1650–1750 in ungefährer Schätzung auf 65–70 Prozent anschlagen, darunter vier Fünftelle in Untertänigkeit.

wurde härter über den leidenden Theil des Volkes geurteilt, als in dieser Periode, in welcher eine gemüthlose Orthodorie auch die Seelen solcher verkümmern ließ, welche das Evangelium der Liebe zu predigen hatten. Niemand war eifriger als die Theologen, über die Nichtsnutzigkeit des Landvolks zu klagen, unter welchem sie leben mußten, immer hörten sie den Höllenhund um die Hütten der Untertanen heulen; freilich war die ganze Auffassung des Lebens bei ihnen finster, pedantisch, arm an Freude geworden. Ein vielgelesenes Büchlein aus der Landschaft des Christoph von Grimmelshausen ist besonders charakteristisch. „Des Baurenstands Lasterprob“ wird nicht müde, bei jeder Tätigkeit der Dorfbewohner nachzuweisen, wie nichtswürdig und gottlos das Bauernvolk vom Schultheiß bis zum Gänsehirtin lebe. Das Buch ist viel grausamer als das Betrugslexikon des hypochondrischen Koburgers Hönn, welches einige Jahrzehnte später die Betrügereien aller Stände, nicht zuletzt die der Bauern, nach dem Alphabet mürrisch und bequem zum Nachschlagen auseinandersezte. Aus der feindseligen Klage der „Lasterprob“*) werden hier einzelne Stellen herausgehoben, weil sie nicht nur den Bauer charakterisieren, auch die Roheit seiner urteilenden Herren und Lehrer. Das Büchlein spricht wie folgt.

„Bauren sind zwar Menschen, aber etwas un-

*) Des Neunhütigen und Haimbüchenen schlimmen Baurenstands und Wandels Entdeckte Ubel- Sitten- und Lasterprob von Veroandro aus Wahrburg (1684). Verfasser scheint derselbe Geistliche, welcher den späteren Ausgaben der Werke des Simplicissimus die Nutzenwendungen und Verse zugeordnet hat.

gehobelter und gröber als die anderen. Betrachtet man ihre Sitten und Gebärden, so ist unschwer, einen höflichen Menschen von einem Bauren zu unterscheiden. Einem Bauren gehört der Flegel in die Hand und ein Bengel an die Seite, ein Karst auf die Achsel und eine Mistgabel an die Thür. Ihre häßlichen Sitten sind jedermann bekannt, sowohl in Reden als Gebärden. Im Reden gilt's ihm allerdings gleich, was er vor Leute vor sich hat. In Gebärden wird er selten an seinen Hut denken, denselben abziehen; geschieht es aber, so geschieht es solchergestalt, daß er auf der Schulter liege, damit er ja nicht zu weit vom Kopf komme, und wer ihn von weitem sieht, der vermeint anders nicht, als daß er demjenigen, mit welchem er redet, den Hut an den Hals werfen wolle; zieht er aber den groben Deckel gar ab, so dreht er denselben herum, wie eine Hafner-(Töpfer-) Scheibe oder speiet auf die Hände und putzet ihn, oder er liest die Fäselein und Häckerling davon ab, oder sieht ihn sonst an, als ob er ihn erkaufen wollte. Wenn sie essen, so brauchen sie keine Gabel, sondern greifen mit allen fünf in die Schüssel. Über das ist einem Bauren nicht wohl möglich, daß er frei stehen kann, er muß einen Ort suchen, wo er sich widerlehne; steht er aber frei, so steuret er sich mit gebogenem Rücken auf seinen Stock.

Man sollte gänzlich vermeinen und auch dafür halten, der langwierige dreißigjährige deutsche und noch fortwährende schwere Reichskrieg hätte die Bauren zahm und fromm gemacht; allein sie sind durch dieses große Strafübel nur ärger und verzweifelter geworden, und Hans in eodem oder Schelmen wie vor so nach geblieben! Denn sie haben

dadurch zu ihren bäurischen Sitten auch der Soldaten ihre an sich genommen. Was die schlimmsten Soldaten tun, eben das, und vielleicht ein mehreres tun die Bauren. Indem theils Soldaten stehlen, treibet sie die äußerste Noth dazu; daß aber die Bauren gutes Theils zugreifen, dazu bewege sie ihr Mutwille. Ein Bauer hat sein Stück Brod, das oft ein redlicher Soldat nicht hat. Zwischen den Bauren und Soldaten ist eine natürliche Feindschaft, gleich wie zwischen Ragen und Mäusen, beide diese Arten stehlen und naschen gerne, und wird eine von der andern verfolgt. Gleichwie die Soldaten, denen Herren und Bauern übel aufleuchten, wo sie ihrer mächtig werden, also und gleichergestalt legen die Bauren manchen, der dahinten bleibt, schlafen. Man hat zum öftern erfahren, daß sie von dem und dem unter ihnen gezeuget: er hat manchen schlafen gelegt, er hat da und da einen Reuter danieder gebüschet. Was? Sie rühmen sich selbst ihrer Mord- und Diebstücklein, und ist ihnen leid, daß sie es nicht ärger machen können. Öfters haben die Bauren mehr als über Fremde und andere, übereinander selbst geklaget. Das ist nichts Neues, daß sie einander Butter, Käs, Fleisch, Speck, die Würste aus den Schornsteinen, Obst, Holz, Geld, Früchte, Wagenketten, Pflug im Felde, das weiße Zeug auf der Bleiche und sonst andere Sachen mehr aus- und durchführten. Ob sie es nun von den Soldaten, oder die Soldaten von ihnen gelernet, ist eine dunkle Frage, es scheint, es sei einer so wert und gut als der andere. Über das sollte einer ungern einem Bauren, der ihm auffällig ist, in einem wilden Wald begegnen, der Bauer dürfte ihm so trocken zutrinken, daß er da-

von taumelnd werden und des Aufstehens vergessen möchte. — Trinken die Soldaten viel Tabak: die Bauren tun dergleichen, ja sie haben die Pfeifen stetig im Maul und gehen damit in die Ställe und Scheuren. Ach, wie bald könnte ein ganzes Dorf in Brand geraten und in lichter Flamme aufgehen bei solchen unbesonnenen Nußbengeln, da sie doch selbst hernach am meisten mit und darunter leiden müssen. Die Erfahrung hat es leider mehr als zu viel bezeuget! — Sonderlich ekelt einem zum höchsten, daß so junge Buben von zwölf oder dreizehn Jahren allbereit das Tabaksaufen sich angewöhnet. Von dem schrecklichen Fluchen will ich nicht sagen; wer weiß, ob nicht die Bauren mehr und grausamer als die Soldaten selbst fluchen. Es möchte einer Blut schreien, daß die kleinen Baurenkinder die größten Flüche und Schwüre tun, und ihnen oft viel deutlicher und leichter vom Munde gehen, als wenn sie ihr Vaterunser oder das ha be bi bo bu in der Schule sollen beten und hersagen. Wer unter den Bauren wohnen muß, kennet die Bauren. Manche Soldaten bekümmern sich nicht sonderlich um Gottes Wort; man dürfte sagen, daß unter dem Firmament des Himmels schier auch keine gottloseren Leute als etliche unter den Bauren sind. Der frömmste Soldat hat eine Kuh gestohlen, und ebenso der frömmste Bauer hat dreimal seinen Herrn betrogen. —

Überdies ist es nichts Neues, daß die Bauren der schuldigen Ehrerbietung gegen ihre Geistlichen vergessen. Und hat es oft das Ansehen, als seien die Hüte den alten und jungen Bengeln auf die Köpfe gepicht oder genagelt, weil sie so gar nicht damit herunter wollen. Gleichfalls ist auch nicht unwissend, daß

diesenigen weidlich bei den Bauren herhalten müssen, die es mit dem Pfarrer halten; denn solchen geben sie allerhand Schandnamen, heißen sie Verräter, Dankverdiener, Fuchsschwänzer, Heimträger und dergleichen, und können diese guten Leute nun und nimmermehr bei den anderen Bauren Gnade erlangen oder ihnen angenehm sein. — Es ist ihnen eine verdächtige Sache, ins Pfarrhaus gehen. Geschieht's ja zuweilen, daß einer in einer Verrichtung zum Pfarrherrn geht und wird von ihnen erblicket, so gibt es gleich einen Zusammenlauf und Linden-Rat ab, und wird von dem ganzen Parlament darüber vernünftelt, was er doch wohl müsse daselbst getan haben.

Etliche sind auch gar so vertraulich mit ihrem Pfarrherrn, daß sie fein richtig mit ihm abtheilen, und ihm oft das Holz auf dem Kirchhof oder an seiner Hoffstätte nicht sicher ist; da wissen diese Holzmäuse so fein auf die Holzstöcke hinauf zu skandieren, daß es eine ganze Lust zu sehen ist (wen es nicht betrifft). Die Bäume, Weintrauben und dergleichen helfen sie ihm so fleißig und getreulich abblatten, daß keine andern Diebe als sie darüber kommen.

Es gemahnet einen fast der Bauren als wie der Stockfische: dieselben sind am besten, wenn sie weich geschlagen und fein wohl geklopft. Auch die lieben Bauren sind niemals geschlachter, als wenn man ihnen ihre völlige Arbeit auflegt, so bleiben sie fein unter der Zucht und mürb. Der Bauer will jedesmal ein Junker sein, wofern ihm der Herr zu viel Gnade erweist. Niemand weiß besser, wie halsstarrige Vögel die Bauren sind, als der sie eine Zeitlang kenneet und verschiedene Jahre bei ihnen gelebt. Das ist gewiß: von bloßen guten Worten wird kein Bauer

anders, sondern es müssen, so zu reden, Spieße und Stangen, das ist scharfe Drohungen und ein rechter Ernst bei der Hand sein, soll er tun, was er tun soll. Die Bauren haben böse Gewissen. Und das ist nicht genug, sie müssen sich auch mit dem Zeugnien noch ärgere machen. Viel eher darf man sich getrauen, ums Geld zu bekommen Bauren, die zehnfach einen (falschen) Eid beschwören, als daß sie ein wahres Zeugnis geben sollten. Sonst ist bekannt und genugsam am Tage, wie die Bauren einander nicht leicht verraten; darum, wenn sie schon wider andere, so zeugen sie doch gar selten widereinander selbst. Und es ist auch eine gemeine Baurenregel unter ihnen, daß die Gemeinde zusammenhalten muß. Wer es nicht gesehen hätte, dürfte es nicht glauben. Je reicher die Bauren sind, je ärmer und unvermöglischer stellen sie sich; daher kommt es denn, daß sie manchmal weniger als die Armen von ihrem Gute geben. Nichtsdestoweniger verraten sich oft die reichen Bauern selbst, aber eher nicht, als wenn der Wein aus ihnen von Herzensgrund redet und sie die Nase begossen haben. Da saget mancher: Ich hab' alles genug, Korn genug, Geld genug, Wein genug, Haus und Hof, Vieh genug, liegend Gut genug; ich bin niemandem schuldig, was ich hab', ist mein allein, und sonst keinem! Ei, wenn ich gleich kein Junker oder Edelmann bin, bin ich doch ein reicher Bauer."

So weit der harte Beurtheiler aus der Genossenschaft des Simplicissimus. — Spott und Klage dieser Art ist in der kleinen Literatur jener Jahrzehnte häufig zu finden, und Ähnliches berichten Reisende über die Erfahrungen, die sie auf der Landstraße gemacht. Wenn ein Hausvater Fuhrleute beherbergte, mußte er

das kleine Gerät verstecken, Scheuer und Heuboden verschließen. In den Stuben der Dorfschenken waren um 1700 weder Leuchter noch Lichtscheren zu sehen, denn alles wäre von den Einkehrenden gemaußt worden, es blieb kein Gebetbuch des Schenkwirts ungestohlen; an einen kleinen Wandspiegel war gar nicht zu denken — fünfhundert Jahre früher hatte jedes stattliche Dorfmädchen, wenn es zum Tanz auf den grünen Anger eilte, einen Handspiegel als Schmuckstück bei sich geführt. Für einen Durchreisenden war das Betreten der Schenke zuweilen sogar gefährlich. Der wüste Raum war nicht nur mit Tabaksrauch, auch mit Pulverqualm erfüllt. Denn noch war es ein Festvergnügen der Landleute, mit Pulver zu spielen und unglückliche Fremde durch Sprühteufel und kleine Raketen, die man ihnen vor die Füße oder an die Perücke warf, zu belästigen, dazu fehlten spöttische Reden und Grobheiten nicht*).

Wir empfinden bei diesen und ähnlichen Klagen der Zeitgenossen nicht selten Erstaunen, wie die deutsche Natur noch in der tiefsten Entwürdigung eine Lebenskraft bewahrte, welche nach mehr als hundert Jahren den Beginn besserer Zustände möglich machte, und wir werden zuweilen in Zweifel sein, ob wir die Geduld der Unterdrückten bewundern oder die Schwäche einer Zeit betrauern sollen, welche so lange das Unerträgliche trug. Denn trotz allem, was der Parteieifer jemals zur Entschuldigung der Untertanenverhältnisse gesagt hat, sie waren eine endlose Quelle arger Unsittlichkeit für die Herren und ihre Beamten nicht weniger als für das Volk selbst. Die Sinnen-

*) Der glückselige und unglückselige Baurenstand. Frankfurt (o. J. um 1700), S. 178.

lust des Gutsherrn, der Eigennutz des Gerichtshalters und Verwalters kamen in dieser Zeit, wo das Pflichtgefühl in allen Ständen schwach war, in tägliche Versuchung. Mehr als einmal eifern die Landesregierungen dagegen, daß der Amtmann die Bauern zwang, für ihn selbst Vieh zu mästen, Lein zu säen, zu spinnen, und übel berüchtigt waren die Gutsförster, welche mit den Bauern stille Holzgeschäfte machten und ihnen durch die Finger sahen, wenn sie Stämme des herrschaftlichen Waldes fällten*). Wie aber die Stimmung des Landvolks gegen die Gutsherren arbeitete, das mag man aus dem ruchlosen Sprichwort schließen, welches noch um 1700 geläufig war und aus dem Munde der reichen Mansfelder Bauern aufgezeichnet wurde: Jungen Sperlingen und jungen Edelleuten soll man beizeiten die Köpfe eindrücken**).

Sehr langsam kam dem deutschen Landmann die Morgenröthe eines neuen Tages. Zuerst half die Frömmigkeit der Pietisten dazu, Christenliebe, Erbarmen, inniges Mitgefühl mit den Armen und Leidenden modisch zu machen. Dann drangen die ersten Strahlen eines neuen Lichtes aus den Arbeitsstuben der Gelehrten, welche die fremdartigste und dem Landvolk unverständlichste Wissenschaft verkündigten, das, was man damals Philosophie nannte. Seit die Lehre von Leibniz und Wolff in einem größern Kreise der Gebildeten Schüler findet, ändert sich fast plötzlich auch das Urtheil über den Bauern und sein Schicksal. Überall beginnt humane Auffassung der irdischen Dinge den Kampf gegen den orthodoxen Wahn. Wieder kommt etwas von dem Eifer der

*) Lasterprob. S. 82.

**) Der glückselige und unglückselige Baurenstand. S. 115.

Apostel, zu lehren, zu bessern, zu befreien in die Schüler und Verkünder der neuen Weltweisheit. Etwa seit 1700 zeigt sich in der kleinen Literatur wieder ein herzliches Interesse an dem Leben des Bauern. Die Gesundheit seines Berufes, der Nutzen und Segen seiner Arbeit werden gerühmt, seine guten Eigenschaften sorgfältig aufgesucht; alte Lieder desselben, in denen ein mannhaftes Selbstgefühl hübschen Ausdruck findet, die einst von treuherzigen Theologen des 16. Jahrhunderts überarbeitet waren, werden wieder in billigen Drucken verbreitet. Bescheiden rühmt sich darin der arme Landmann, daß schon Adam den Acker baute, er freut sich seines Federspiels: der Lerche im Felde, der Schwalbe im Stroh seines Daches und des „Hennemanns“ auf dem Hofe, und tröstet sich in seiner schweren Arbeit immer wieder mit dem himmlischen Ackermann Jesus*).

Von anderer Seite half sogar die Härte des despotischen Staats. Dem Landesherrn gab der gedrückte Bauer in seinen Söhnen bereits die Mehrzahl der Soldaten, durch seine Abgaben die Mittel, den neuen Staat zu erhalten. Man kam allmählich zu der Einsicht, daß solches Material geschont werden müsse. Schon um 1700 ist das überall aus den Landesgesetzen zu erkennen. Auch der kaiserliche Hof folgte in seiner Weise der erwachenden Humanität. Er gab 1704 sogar den Schäfern ein schönes Privilegium, worin er sie und ihre Knechte für ehrlich erklärte und die deutsche Nation huldreich ermahnte, das Vorurteil gegen diese nützliche Menschen-

*) Kurze Beschreibung der Acker-Leute und Ehrenlob. Hof 1701. S. 33. — Federspiel der alte volksmäßige Ausdruck für Falknerei.

Klasse aufzugeben und ihre Kinder nicht mehr wegen Abdeckerei und Zauberei vom Handwerk auszuschließen. Wenige Jahre darauf schenkte er ihnen einen gnädigen Wappenbrief, gab ihnen die Rechte einer Zunft mit Siegel, Lade und einer Fahne, auf welche ein frommes Bild gemalt war*). Schärfer griffen die Hohenzollern ein, sie selbst durch vier Generationen die fürstlichen Kolonisten des östlichen Deutschlands. Am gründlichsten reformierte Friedrich II. in der eroberten Provinz, aus welcher schon mehrere Beispiele seiner segensreichen Arbeit angeführt sind. Als er Schlesien in Besitz nahm, waren die Dorfhütten Blockhäuser aus Baumstämmen mit Stroh und Schindeln gedeckt, ohne gemauerte Schornsteine, die feuergefährlichen Backöfen den Häusern angeleimt, der Ackerbau in traurigem Zustande, große Gemeindetriften und Weideplätze mit Maulwurfshügeln und Disteln bedeckt, kleine schwache Pferde, magere Kühe, die Gutsherren in der großen Mehrzahl harte Despoten, gegen welche bei der unbehilflichen kaiserlichen Rechtspflege und Verwaltung kaum irgendwie Recht zu finden war. Drei harte Kriege führte der König in Schlesien, Oesterreicher, Russen und seine eigenen Soldaten verzehrten und beschädigten viel in der Landschaft. Und doch waren wenige Jahre nach dem Siebenjährigen Kriege zweihunderttfünfzig neue Dörfer und zweitausend neue Häuserstellen erbaut, nicht selten waren steinerne Häuser und Ziegeldächer zu sehen. Alle hölzernen Rauchfänge, alle Lehmöfen an den Häusern hatte der Eroberer niedergerissen und das Volk zum Neubau gezwungen, Pferde aus Preußen, einschürige

*) Kaiserl. Priv. und Sanct. II. 583. und V. 1511.

Schafe eingeführt, Torfgräber aus Westfalen, Seidenbauer aus Frankreich in das Land gerufen, Eichenwälder und Maulbeerbäume gepflanzt, sogar Prämien zur Anlage von Weinbergen ausgesetzt. Sein Befehl führte beim Beginne des Siebenjährigen Krieges neue Kartoffeln ein, das berühmte Patent des Justizministers von Carmer verordnete Aufhebung der Gemeindetriften und Weiden und Theilung unter die Stellenbesitzer. Mit großem Blick wurden dadurch Verhältnisse eingeleitet, die erst in der neuesten Zeit zur Durchführung gekommen sind. Die Erbllichkeit des Eigentums wurde den Gutsunterthanen durch das Gesetz gesichert. Der Bauer erhielt das Recht, bei der Regierung des Königs zu klagen, und dies Recht war für ihn ein kurzes und energisches Recht geworden; denn so sehr der König den Adel begünstigte, wo er seinem Staate diente, so unablässig war er auch mit seinen Beamten bemüht, die Masse der Steuerzahler zu heben. Der Geringste durfte seine Bittschrift überreichen, und das ganze Volk wußte aus zahlreichen Beispielen, wie der König sie las. Manche Kulturversuche des großen Fürsten gelangen nicht, von vielen Seiten wurde der Druck eines Systems empfunden, welches die Kraft des Volkes so eifrig steigerte, um sie hoch für den Staat auszunützen. Aber nirgends ist von den Zeitgenossen die Arbeit dieses mächtigen Gutsherrn so dankbar anerkannt worden, als von den Bauern der eroberten Provinz. Wenn sich auf seinen zahlreichen Reisen nach Schlesien das Landvolk in stiller Ehrfurcht um seinen Wagen drängte, so dauerte jeder Blick, jedes flüchtige Wort, das er zu einem der Dorfschulzen sprach, als eine teure Erinnerung, die sorgfältig von Generation zu Generation über-

liefert wurde und die noch heute in den Seelen haftet.

Immer größer wurde die Teilnahme der Gebildeten. Zwar Poesie und Kunst fanden in dem Leben der Bauern noch nicht einmal Stoffe, an welchen sich ein schaffendes Gemüt erwärmen konnte. Als Goethe Hermann und Dorothea schrieb, da war es ein neuer Fund für die Nation, daß auch das kleine Bürgertum künstlerischer Beachtung wert sei; tiefer hinein in das Volk wagte man sich noch lange nicht. Aber die ehrlichen Menschenfreunde, die populären Verkünder der Aufklärung im Bürgertum lehrten, predigten und schrieben mit herzlichem Eifer über den wunderlichen, unholden und doch so häufigen Mitmenschen, den Bauern, dessen Wesen oft fast nur aus einer Summe von unliebenswürdigen Eigenschaften zu bestehen schien, und der dabei doch für die übrigen Klassen der menschlichen Gesellschaft unleugbar die unentbehrliche Grundlage abgab.

Eine der wirksamsten Schriften dieser Art war von Christian Garve, „Über den Charakter der Bauern, Breslau 1786“, nach Vorträgen, welche er kurz vor dem Ausbruch der französischen Revolution gehalten. Der Verfasser war ein klarer, redlicher Mann, der das Beste wollte und durch ganz Deutschland mit Achtung angehört wurde, sooft er über eine soziale Frage sprach. Sein Büchlein hat durchaus menschenfreundliche Tendenz, das Leben des Bauern ist ihm genauer bekannt als manchem andern, welcher sich damals mit Besserung des Landvolkes beschäftigte. Auch die Vorschläge, welche er zur Hebung des Standes macht, sind zwar ungenügend, wie fast immer die Theorie gegenüber sozialen Schäden, aber verstan-

dig. Und doch, wenn man das wohlmeinende Buch jetzt durchblättert, so darf man wohl einen Schrecken empfinden. Denn fürchterlich erscheint uns, nicht was er über den Druck der Bauern erzählt, sondern die Weise, wie er selbst von zwei Dritteilen des deutschen Volkes zu sprechen genötigt ist. Sie sind ihm und seinen Zeitgenossen Fremde, es ist etwas Neues und dem Humanitätsgefühl Lockendes, sich in die Zustände dieser eigentümlichen Menschen hineinzuversetzen. Es hat besondern Reiz für ein pflichtvolles Herz, sich deutlich zu machen, wie die Dummheit, Roheit, Schlechtigkeit der Landleute im einzelnen beschaffen ist und woher sie kommt. Der Verfasser selbst vergleicht ihre Lage mit der des Juden, erörtert ihre Seelenzustände ungefähr so, wie unsere Philantropen die der Bewohner eines Zellengefängnisses, er wünscht aufrichtig, daß das Licht der Humanität auch in ihre Hütten fallen möchte, er vergleicht ihre Faulheit und Trägheit mit der energischen Arbeitskraft, welche, wie man damals schon wußte, die Kolonisten in den Urwäldern einer neuen Welt entwickeln. Und er erklärt diesen Gegensatz wohlmeinend daraus, „daß in unsern alten und gleichsam schon alternden Staaten viele für einen arbeiten,“ und eine Menge der Fleißigen fast ohne Belohnung ausgehe, deshalb sei Eifer und Lust bei einem großen Teile erloschen. Es ist fast alles wahr und gut, was er sagt, aber dies ruhige Wohlwollen, welches der Gebildete aus der Zeit von Immanuel Kant und dem Dichterhofs von Weimar seinem Volke gönnt, ist doch noch ohne jede Ahnung davon, daß der Kern der deutschen Volkskraft in diesem verachteten und verdorbenen Stande gesucht werden müsse, daß es

hohle, unsichere und barbarische Zustände waren, in welchen er selbst, der Verfasser, lebte, daß die Regierungen seiner Zeit keinerlei Garantie der Dauer besaßen, daß ein Staat, der große Quell männlicher Empfindungen und jedes edelsten Selbstgefühls, auch für den Gebildeten unmöglich ist, solange der Bauer wie ein Lastthier lebt; und wenig dachte er daran, daß schon der nächsten Generation nach bitteren Leiden und einer herben Schule durch die Siege eines auswärtigen Feindes alle diese Überzeugung aufgedrängt werden würde. — Und deshalb verdient seine Schrift wohl, daß die Gegenwart sich ihrer erinnere; die folgenden Seiten sollen wieder nicht die Lage der Bauern allein charakterisieren, auch die der Gebildeten. So aber spricht Garve:

„Ein Umstand hat großen Einfluß auf den Charakter der Bauern, der, daß sie sehr untereinander zusammenhängen. Sie leben viel gesellschaftlicher unter sich als die gemeinen Bürger in den Städten. Sie sehen sich einander alle Tage, bei jeder Hofarbeit, des Sommers auf dem Felde, des Winters in der Scheune und der Spinnstube. Sie machen ein Korps aus, wie die Soldaten, und bekommen auch einen esprit de corps. Hieraus entstehen mehrere Folgen. Erstlich sie werden nach ihrer Art geschliffen, gewöhnt durch den Umgang. Sie sind zum Verkehre mit ihresgleichen geschickter — sie haben von vielen Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens, von allen denjenigen nämlich, die in ihrem Stande und bei ihrer Lebensart vorkommen können, bessere Begriffe als der gemeine Handwerksmann. Dieser beständige Umgang, diese immerwährende Gesellschaft ist es auch bei ihnen wie bei den Soldaten, was ihren Zustand er-

leichtert. Es ist ein großes Glück, nur mit seinesgleichen, aber mit diesen viel und ohne Unterlaß umzugehen, damit eine genauere Bekanntschaft und eine wechselseitige Vertraulichkeit, wenigstens dem äußern Betragen nach, entstehe, ohne welche der Umgang nie angenehm ist. Der Adel genießt dieser Vorteile. Er geht meistens nur mit seinesgleichen um, weil er sich aus Stolz von den Niedrigeren absondert, und er kommt mit seinesgleichen viel zusammen, weil Muße und Reichthum ihn dazu in den Stand setzen. — Dem Bauern werden durch entgegengesetzte Ursachen ähnliche Vorteile zu teil. Seine Niedrigkeit ist so groß, daß sie ihn hindert, auch nur den Wunsch, noch mehr aber daran, die Gelegenheit zu haben mit Höheren umzugehen; er sieht fast nie andere Menschen als Bauern um sich. Und seine Dienstbarkeit, seine Arbeit bringt ihn mit diesen seinesgleichen häufig zusammen. —

Ebendieser Umstand macht aber auch, daß die Bauern wie ein Corpus agieren, daß bei ihnen gewissermaßen die Unbequemlichkeiten der demokratischen Verfassung eintreten, daß ein einziger unruhiger Kopf aus ihrem Mittel so viel über sie vermag und oft ganze Gemeinden aufwiegeln kann. Er ist ferner Ursache, daß Personen anderer Stände so wenigen moralischen Einfluß über die Bauern haben können, es sei denn durch Herrschaft und Zwang. Die Urtheile, Vorstellungen, Beispiele der Höheren hören und sehen sie selten, immer nur auf kurze Zeit.

Ich habe lange studiert, was das Wort *t ü c k i s c h*, welches ich nie öfter gehört habe, als wenn von Bauern die Rede gewesen ist, eigentlich bedeute. Es soll ohne Zweifel ein Gemische von kindischem Wesen, von Einfalt, von Schwäche — mit Bosheit, mit List anzeigen.

Jeder erinnert sich ohne Zweifel solche Gesichter von Bauernknaben gesehen zu haben, wo das eine oder beide Augen unter den halbgeschlossenen Augenlidern wie verstohlen hervorschielen, deren Mund offen und zu einem spöttischen, etwas dummen Lachen verzogen, der Kopf gegen die Brust angedrückt oder doch zur Erde gesenkt ist, als wenn er sich verbergen wollte, mit einem Worte, Gesichter, in welchen sich Furcht, Blödigkeit, Einfalt mit Spott und Abneigung vermischt abmalen. Solche Knaben stehen, wenn man etwas von ihnen verlangt oder zu ihnen redet, unbeweglich und stumm wie ein Stock, sie antworten auf keine Frage, die der Vorübergehende tut. Ihre Muskeln sind wie steif und unbeweglich. Sobald aber der Fremde sich ein wenig entfernt hat, laufen sie zu ihren Kameraden und brechen in ein lautes Gelächter aus.

Der niedrige Stand des Bauern, seine Dienstbarkeit, seine Armut bringen ihm eine gewisse Furcht vor den Höheren bei; seine Erziehung und Lebensart macht ihn auf der einen Seite unbiegsam und trozig, auf der andern in vielen Stücken einfältig und unwissend; der öftere Widerspruch seines Willens und seiner Vorteile mit dem Willen und den Befehlen seiner Vorgesetzten gibt seinem Gemüte eine Anlage zum Hass. Er wird also, wenn die Fehler seines Standes bei ihm nicht durch seine persönlichen Eigenschaften aufgehoben werden, jenem Knaben besonders im Betragen gegen seine Oberen ähnlich sein. Und gerade die Oberen und Herren des Bauern sind es auch, die ihm den tückischen Charakter zuschreiben. Er wird Verstellung an die Stelle offenbaren Widerstandes setzen, er wird vor den Augen derselben demütig, nachgebend, sogar ihnen ergeben scheinen, und

wo er glaubt verborgen zu bleiben, wird er alles wider ihren Willen und ihr Interesse tun. Er wird auf Ränke und Intrigen sinnen, die dem ohnerachtet nicht so fein ausgesponnen sein werden, daß sie sich nicht sollten bald durchsehen lassen.

Man kann zwei Hauptverschiedenheiten, wie in den Schicksalen, so in dem Charakter der Bauern annehmen. Der ganz unterdrückte, der unter dem Joch einer völligen Sklaverei seufzt, wird in seinem gewöhnlichen Zustande ganz fühllos sich alles gefallen lassen, ohne den mindesten Widerstand zu tun, selbst ohne den Wunsch nach Erleichterung in sich zu fühlen; er wird sich selbst zu den Füßen desjenigen werfen, der auf ihn treten will. Dann aber, wenn er aus dieser Schlassucht durch besondere Umstände, durch Aufhezkungen, durch einen listigen und kühnen Anführer gebracht wird, dann wird er wütend wie ein Tiger und verlieret auf einmal mit der Demut des Sklaven auch alle Gefühle der Menschlichkeit.

Der halbleibeigene Bauer, der Eigentum hat und den Schutz der Geseze genießt, aber doch unter mehr oder weniger lästigen Bedingungen an die Erdscholle und mit ihr an den Dienst des Eigentümers derselben gebunden und seinem Richteramt unterworfen ist, dieser Bauer erträgt gemeiniglich seine Beschwerden nicht ohne Empfindlichkeit. Man darf nicht befürchten, daß er sich dieselben durch offenbare Gewaltthatigkeit als Rebelle vom Halse zu schaffen suche, aber er führt dagegen einen immerwährenden geheimen Krieg mit seinem Herrn. Dessen Vorteile zu schmälern, seine zu vergrößern, das ist ein Wunsch, den er im Grunde seines Herzens immer mit sich herumträgt, und eine Absicht, die er insgeheim, sooft es angeht,

zu verfolgen sucht. Untreue und kleine Diebereien, verübt an den Gütern seines Herrn, hält er für lange nicht so schändlich, als wenn er sie sich gegen seinesgleichen erlaubte. Er ist nicht der ganz demütige Sklave, er ist nicht der fürchterliche Feind seines Herrn; er ist aber auch kein freiwilliger, aus gutem Herzen gehorsamer Untertan; er ist das, was man wahrscheinlichweise durch das Wort *tückisch* hat ausdrücken wollen.

Zu dem tückischen Wesen kann man als einen Bestandteil oder als eine Folge einen gewissen Eigensinn setzen, der den Bauern, wenn er in Leidenschaft ist, oder wenn ein Vorurteil sich einmal bei ihm eingewurzelt hat, unterscheidet. So wie sein Körper und seine Glieder steif sind, so scheint es in diesem Falle auch seine Seele zu sein. Er ist alsdann taub gegen alle Vorstellungen, die man ihm macht, so einleuchtend sie sind und so fähig er mit unbefangenen Gemüthe sein würde, ihre Richtigkeit einzusehen. Die richterlichen Personen, welche in Prozessen der Bauern arbeiten, werden zuweilen solche Individua gekannt haben, bei denen es zweifelhaft ist, ob die Hartnäckigkeit, mit der sie auf einer augenscheinlich absurden Idee bestehen, von ihrer Blindheit, oder ob sie von einer entschlossenen Bosheit herkomme. Zuweilen kann ganze Gemeinden ein solcher Schwindelgeist anfallen. Sie sind alsdann gewissen Verrückten gleich, die, wie man es ausdrückt, eine *ideam fixam* haben, d. h. eine Vorstellung, welche ihr Gemüt ohne Abwechslung einnimmt oder bei der kleinsten Veranlassung wiederkommt, und die, so falsch sie ist, nicht durch den Augenschein der Sinne, nicht durch Vorstellungen der Vernunft weggeschafft werden kann,

weil sie wirklich nicht in der Seele, sondern in der Beschaffenheit der Organe ihren Grund hat."

So sprach Christian Garve. Sein letzter Rat war: bessere Dorfschulen. In ähnlichem menschenfreundlichen Sinne handelten einzelne Gutsherren. Gern möchten wir verkünden, daß ihre Zahl sehr groß gewesen sei, aber die häufigen Klagen über das Gegenteil, und der Eifer, mit welchem die humanen Aufklärer einzelne Beispiele — wie einen Rochow auf Refahn, welcher auf eigene Kosten Dorfschulen eingerichtet hatte — hervorheben, berechtigt zu dem Schluß, daß solche Humanität weniger aufgefallen wäre, wenn man sie häufiger geübt hätte. In der That gehörte für den einzelnen auch Klugheit dazu, gute Gesinnung für die Bauern in die That umzusetzen; es wurde mehrfach beobachtet, daß sie ihre Dienste weit williger den strengen Edelleuten taten als bürgerlichen Gutsherren, und daß diesen, wenn sie mit warmer Empfindung den Bauern freundlich sein wollten, ihr guter Wille zuweilen schlecht bekam. So hatte ein bürgerlicher Gutsbesitzer bei Übernahme des Gutes jedem seiner Bauern ein Geldgeschenk gemacht und ihnen mehrfache Nachsicht bewiesen; die nicht unnatürliche Folge war, daß sie ihm alle Dienste aufkündigten und in offenen Widerstand ausbrachen.

Während die deutschen Humanisten für den Landmann sorgten und schrieben, dröhnten schon jenseits des Rheins die Schläge eines Wetters, welches in wenig Jahren auch in Deutschland die Untertänigkeit des Bauern mit der gesamten alten Staatsordnung zerschlagen sollte. Um 1790 fiel auf, daß die Bauern sich eifrig um Politik kümmerten. Der Schulmeister las ihnen die Zeitungen vor und erklärte, die Hörer

saßen unbeweglich, ganz Ohr, unter dicken Tabakswolken. In Kursachsen benutzten einzelne schon die neue Lesebibliothek in der Nachbarstadt*). In der Pfalz, am Oberrhein wird das Landvolk unruhig und verweigert die Dienste. Und in dem reichsten Teile Kursachsens, in der Lommakscher Pflege, und auf den Gütern der Grafen von Schönburg brechen in demselben Jahre noch einmal Bauernaufstände aus, noch einmal erheben die Empörten die alte Waffe der Unfreien, die Holzkeule mit Eisenringen beschlagen. Die Bauern sagen ihren Fronherren durch eine Deputation alle Hofdienste auf, sie besenden die Nachbargemeinden, von Dorf zu Dorf eilen die heimlichen Boten, die Gerichtshalter im Dienste des Edelmanns werden verjagt oder mit Stecken geschlagen, den ruhigen Gemeinden wird mit Feuer oder Schwert gedroht, in jedem Dorfe stehen gesattelte Pferde, die Nachbarn von dem Anmarsch des Militärs zu benachrichtigen. Dasselbe stille Verschwören, die blitzschnelle Verbreitung des Aufstandes, dieselbe Verbindung von maßlosem Haß und natürlichem Rechtsgefühl wie in den Bauernkriegen des 16. Jahrhunderts. Den Gutsherren werden Reverse vorgelegt, welche die meisten in Güte unterschreiben, harten Edelleuten wird mit dem Argsten gedroht. Schnell steigern sie die Forderungen, bald wird nicht nur Befreiung von Fronen und Zinsen geheischt, auch die Rückerstattung bezahlter Straf gelder. Die Bauern sammeln sich in Haufen von mehr als tausend Mann, sie drohen die Stadt Meissen zu überfallen, sie greifen kleine Kommandos an. Aber sie widerstehen nirgends

*) F. von Liebenroth a. a. O. S. 146.

größeren Abteilungen Militär. Die verwegensten Haufen werfen Mützen und Knittel weg, sobald die Reiter zum Einhauen kommandiert werden. Einer der Hauptanführer, ein zäher, troziger Greis von siebenzig Jahren, beklagt sich noch in Ketten über die Mutlosigkeit seiner Haufen. Und die Bewegung wird ohne vieles Blutvergießen gedämpft. Aber es war charakteristisch für die Zeit, daß die Gutsherren selbst aus Furcht alles anwandten, um ein Vergeben und Vergessen herbeizuführen, und daß die Verurtheilten während der Strafarbeit von den übrigen Verbrechern getrennt und schonend behandelt wurden; auch die Kleidung der Züchtlinge ward ihnen erspart. Aus den gleichzeitigen Berichten ist deutlich zu sehen, wie allgemein bei den oberen Behörden die Empfindung war, daß die Lage der Bauern den Humanitätsforderungen der Zeit nicht entspreche.

Zwei Jahre darauf tanzten in der Pfalz und im Kurfürstentum Mainz auch die deutschen Landleute um die rote Mütze auf dem Freiheitsbaume. Unaufhaltsam drang der französische Einfluß in Deutschland vor. Der Staat Friedrichs des Großen wurde zerbrochen, Deutschland bis zur Elbe wurde französisch, in den neuen französischen Besitzungen wurden Untertänigkeit und Dienste mit einer Hast und Rücksichtslosigkeit aufgehoben, welche darauf berechnet war, das Volk für die neue Herrschaft zu gewinnen. Die Rheinbundfürsten folgten mit größerer Rücksicht gegen ihre Privilegierten, aber doch unter dem starken Einfluß französischer Ideen. In Preußen sahen Regierung und Volk mit Schrecken, wie unsicher ein Staatsbau gewesen war, welcher von den Leibern und der Arbeitskraft der Bauern so viel, von ihrer Seele

so wenig in Anspruch genommen hatte. Mit dem Jahre 1807 begann in Preußen die große Umwandlung in den Verhältnissen der Landleute; die Auseinandersetzung zwischen Gutsherren und Bauern hat dort mit manchen Schwankungen und Unterbrechungen ein halbes Jahrhundert gedauert, sie ist noch nicht zu völligem Abschluß gediehen.

In dieser Periode hat sich durch ganz Deutschland die Lage des Landmanns so verbessert, daß wohl kein anderer Kulturfortschritt sich mit diesem vergleichen läßt. Der Untertan eines Gutsherrn ist mit Ausnahme Mecklenburgs, wo noch mittelalterliche Zustände dauern, zum freien Bürger seines Staats geworden, ihn und den Gutsherrn schützt und straft gleiches Recht, er sendet die Vertreter, nicht seines Standes, sondern des Volkes im Verein mit den übrigen Berufskreisen nach der Hauptstadt, er hat rechtlich überall aufgehört ein besonderer Stand im Staate zu sein, er hat in vielen Landschaften mit der Bauerntracht auch den alten Troß abgelegt, er beginnt sich modisch zu kleiden und — zuweilen noch unbehilflich und in unholden Formen — an den Erfindungen und Genüssen moderner Bildung teilzunehmen. Aber wie groß diese Umwandlungen auch sein mögen, sie sind fast überall in Deutschland doch noch nicht groß genug, um dem Landmann die Stellung zu geben, welche er in der Staatsgesellschaft, in dem bürgerlichen Verkehr, in der Landeskultur haben muß, wenn das Leben des Volks nach allen Seiten den Eindruck von völliger Gesundheit und Kraft machen soll. Noch ist sein Interesse und Verständnis für die höchste irdische Angelegenheit des Mannes, für den Staat, viel zu wenig entwickelt,

noch ist sein Bedürfnis nach Lehre und Bildung, im ganzen betrachtet, viel zu gering, noch hängen an seiner Seele im größten Theile des Vaterlandes einige von den Eigenschaften, welche langer Unterdrückung zu folgen pflegen, harter Egoismus, Mißtrauen gegen anders geformte Menschen, Prozeßsucht, Unbehilflichkeit und mangelhaftes Verständnis seines Rechts und seiner bürgerlichen Lage. Noch sind es auch bei den Seelen, welche den alten Bann gebrochen haben, häufig die Übergangsformen, welche ihnen ein besonders unfertiges und unbehagliches Ansehen geben.

Und noch steht die Landwirtschaft des deutschen Bauern, im ganzen betrachtet, nicht auf dem Standpunkt, welcher für eine energische Entwicklung unserer nationalen Kraft notwendig ist. Wohl haben wir Grund, uns auch in dieser Richtung über große Fortschritte zu freuen. Fast überall ist die Intelligenz unablässig bemüht, auch dem einfachen Landmann das Neuerfundene, Maschinen, Sämereien, neue Kulturen zugänglich zu machen. In einigen begünstigten Gegenden unterscheidet sich die Ackerkultur der kleinen Wirthe kaum noch von dem rationellen Betriebe größerer Mustergüter. Auch hat der deutsche Bauer in den Zeiten der tiefsten Erniedrigung nicht ebenso wie der gedrückte Slave den Trieb eingebüßt, für sich zu erwerben. Denn gerade seine charakteristischen Eigenschaften sind dauerhafter, regelmäßiger Fleiß und strenge Sparsamkeit, die Grundlagen für alles höchste irdische Gedeihen. Aber noch besteht in mehreren Landschaften die alte Gebundenheit der Dorffluren mit ihren Gemeindeweiden und allem Zwange, durch welchen sie den einzelnen zurückhält. Noch ist selbst das bewährte Neue dem Landmann

deshalb peinlich, weil ihm bei aller Ausdauer die unternehmende Thatkraft zu sehr fehlt, und weil ihm die große Dürftigkeit seines Jugendunterrichts und seiner technischen Bildung in der That schwer macht, Neues zu erfassen. So ist die Entwicklung des deutschen Bauern zu größerer innerer Freiheit und Tüchtigkeit zwar stetig, aber langsam. Diese Langsamkeit des Fortschritts setzt uns noch jetzt gegenüber besser gestellten Nationen Europas in Nachtheil. Denn die Lage Deutschlands unter den Staaten Europas ist so, daß uns von der Entwicklung der eigenen Landwirtschaft, d. h. von dem Grade der Intelligenz und produktiven Kraft, welche bei dieser ersten menschlichen Tätigkeit sichtbar werden, jeder andere Kulturfortschritt abhängt. Wir haben keine Seeherrschaft, wir haben keine Kolonien, wir haben keine unterworfenen Länder, welche uns die Erzeugnisse unseres Fleißes abnehmen müssen. Wenn dieser Umstand vielleicht eine Bürgschaft unserer Dauer ist, so erhöht er auf der andern Seite auch die verhängnisvolle Wichtigkeit, welche der deutsche Landmann und der Betrieb seiner Wirtschaft für die übrigen Kreise des deutschen Volkes hat.

Darum, wenn es erlaubt ist, zwei sehr verschiedene Stufen menschlicher Entwicklung miteinander zu vergleichen, darf man wohl sagen, daß der Bauer unserer Tage im Verhältnis zu den übrigen Kreisen des Volkes noch nicht das Selbstgefühl und die bewußte Kraft wieder gewonnen hat, welche vor sechshundert Jahren in der Landschaft des Neithart von Neuenthal und des Meier Helmbrecht lebendig waren. Und wer uns aus dem Leben der Vergangenheit belehrt, wie das so gekommen ist, daß die Kraft der Nation vom flachen Lande in die Städte zog und daß sich der

Adel so hoch über seinen Nachbar, den Bauern, stellte, der möge sich doch sehr hüten, zu behaupten, diese Herabdrückung des Landvolks sei die natürliche Folge davon, daß neben der einfachen Landwirtschaft des kleinen Mannes höhere Kulturen und kunstvollere Lebensformen aufgebaut wurden. Wer hinter seinem Pfluge über die Scholle schreitet, der wird selten Mitglied einer Kompanie sein, welche ihre Spekulationen bis in ferne Welttheile ausdehnt, er wird nicht den Homer in der Ursprache verstehen, er wird schwerlich das Werk eines deutschen Philosophen über Logik lesen und die leichte Unterhaltung eines modernen Salons kaum durch seinen Geist beleben. Aber die Resultate der gesamten Bildung, dessen, was der Gelehrte findet, der Künstler bildet, der Industrielle schafft, das muß in einer Zeit, wo die Nation mit voller Gesundheit arbeitet, auch dem einfachen Landmann von gesundem Urtheil zugänglich, verständlich und wert sein.

Ist es notwendig, daß unser Nachbar, der Landmann, so selten ein gutes Buch liest und noch viel seltener ein Buch kauft? Ist es notwendig, daß er in der Regel keine andere Zeitung zur Hand nimmt als etwa das kleine Blatt seines Kreises? Ist es notwendig, daß ihm und leider zuweilen auch seinem Schullehrer unbekannt ist, wie ein Winkel bestimmt, ein Parallelogramm gemessen und eine Ellipse gezeichnet wird? Wer jetzt ein Gedicht von Goethe in die Truhe einer Bauernfrau legen wollte, der würde wahrscheinlich etwas Unnützes tun und einem „gebildeten“ Zuschauer vornehmes Lächeln erregen. Muß das Schönste, das wir besitzen, der Hälfte unserer Nation unverständlich sein? Vor sechshundert Jahren wurde doch das Gedicht von Meier Helmbrecht auch in den

Dorfstuben verstanden, der Reiz seiner klangvollen Verse, die Poesie und die warme Beredsamkeit seiner Sprache. Und die Rhythmen und Weisen jener alten Tanzlieder des 13. Jahrhunderts, sie sind gerade so zierlich und kunstvoll, wie nur die feinsten Verse in den Gedichten des größten modernen Dichters. Es gab doch eine Zeit, wo das deutsche Landvolk dieselbe lebhafteste Empfänglichkeit für eine edle Poesie hatte, welche wir jetzt als Vorrecht der Gebildeten in Anspruch nehmen möchten. Noch spielt der böhmische Dorfmusikant mit herzlichem Behagen die Töne auf, welche das Genie von Haydn und Mozart harmonisch verbunden hat; ist es notwendig, daß dem deutschen Bauern wenig andere musikalische Klänge vertraut sind als die abgestandenen Weisen geistloser Tänze? Das alles ist nicht notwendig, noch starrt etwas von derselben Barbarei in unser Leben, welche wir aus der Zeit von Christian Garve mit Verwunderung erkennen.

Was wir aber zunächst als eine bis jetzt dauernde Schwäche des Bauern empfinden, das ist auch eine eigentümliche Schwäche unserer gesamten Bildung, welche etwas Überkünstliches erhalten hat, weil sie in verhältnismäßig kleinen und isolierten Kreisen der menschlichen Gesellschaft aufblühte, ohne die immerwährende Kräftigung und Regulierung, welche ihr die gesamte Volksseele durch empfängliches Entgegenkommen und warme Teilnahme gewährt hätte. Daß der Landmann durch so viele Jahrhunderte der gesellschaftlichen Kultur so fremd stand, das hat, zunächst ihn schwach gemacht, aber auch die Bildung der anderen schwankend, raffiniert, zuweilen unmännlich und unpraktisch.



Inhalt

Aus deutschen Bürgerhäusern	3
Der deutsche Bauer seit dem Dreißigjährigen Kriege	48

Von Gustav Freytag

erschienen in Reclams Universal-Bibliothek:

Soll und Haben

Roman in 2 Bänden. Mit einem Nachwort
von Hans Lindau

I. Band Nr. 6591-97, II. Band Nr. 6598-6602

Bilder aus der deutschen Vergangenheit **Eine Auswahl**

Aus der Römerzeit. Nr. 6605 / Aus der Wanderzeit.
Nr. 6606 / Aus den Kreuzzügen. — Aus der Hohen-
staufenzeit. Nr. 6607 / Aus den Straßen einer Stadt.
— Aus deutschen Dörfern. Nr. 6608 / Doktor Luther.
Nr. 6609 / Der deutsche Teufel. — Seelenkämpfe eines
Jünglings. Nr. 6610 / Der Dreißigjährige Krieg. Nr. 6611
Bürger und Bauer im 18. Jahrh. Nr. 6612 / Die Stillen
im Lande. Nr. 6613 / Aus dem Staat Friedrichs des
Großen. Nr. 6614 / Die Erhebung von 1813. Nr. 6615

Die Journalisten

Lustspiel in vier Aufzügen

Mit einem Anhang „Erste Bühnenausgabe der
Journalisten“ von Friedrich Rosenthal, einem Nachwort
von Georg Richard Kruse und einer Notenbeilage.
Nr. 6603/04

Die Journalisten / Bühnenausgabe

Vollständiger Text mit Angabe der üblichen Kürzungen.
Herausgegeben von Georg Richard Kruse. Nr. 6616

Mittelhochdeutsche Dichtungen

aus Reclams Universal-Bibliothek:

- Alpharts Tod. Nr. 546
Das Annolied. Nr. 1416
Konrad Fleck: Flore und Blancheflur. Nr. 5781-83
Freidank: Bescheidenheit. Nr. 1049/50
Gottfried von Straßburg: Tristan und Isolde.
Nr. 4471-73a
Gudrun. Nr. 465-67
Hartmann von der Aue: Der arme Heinrich.
Nr. 456
Heliand. Aus dem Altsächsischen. Nr. 324/25
Konrad von Würzburg: Die Herzmare. — Otto
mit dem Barte. — Der Welt Lohn. Nr. 2855
Lohengrin. Nr. 1199/1200
Das Nibelungenlied. Nr. 642-45
Ortnit. Nr. 971
Oswald von Wolkenstein: Dichtungen. Nr. 2839/40
Die Rabenschlacht. Nr. 2665
Der Rojengarten. Nr. 760
Der Stricker: Die Streiche des Pfaffen Ameis.
Nr. 658
Walther von der Vogelweide: Sämtliche Gedichte.
Nr. 819/20
Werner der Gärtner: Meier Helmbrecht. Nr. 1185
Wolfram von Eschenbach: Parzival. Nr. 3481-84a.
3485-88a
Zwergkönig Laurin. Ein Spielmannsgedicht.
Nr. 1235

Deutsche Literatur

aus dem

16. und 17. Jahrhundert

In Reclams Universal-Bibliothek
erschienen:

Abraham a Santa Clara: Wunderlicher Traum
von einem großen Narrennest. Satiren. Nr. 6399

A. v. Arnim und Cl. Brentano: Des Knaben Wunder-
horn. Gedichte. Nr. 1250-56a

B. H. Brodes: Irdisches Vergnügen in Gott. Ge-
dichte. Nr. 2015

Eulenspiegel. Nr. 1687/88

Faust-Puppenspiele. (Text von Simrock.) Nr. 6378/79

Joh. Fischart: Die Flohhaß. Gedicht. Nr. 1656-56a

— Das Jesuiterhütlein. Satire. Nr. 1165

Göb v. Berlichingen: Lebensbeschreibung. Nr. 1556

Chr. Grimmelshausen: Der abenteuerliche Simplicissimus. Roman. Nr. 761-66

A. Gryphius: Herr Peter Squenz. Komödie in drei
Akten. Nr. 917

— Horribilicribrifax. Lustspiel in fünf Akten. Nr. 688

— Die geliebte Dornrose. Lustspiel in vier Akten.
Nr. 6486

Ulrich v. Hutten: Gesprächbüchlein. Nr. 2381/82

Die Peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. Nr. 2990

B. Krüger: Hans Clauert, der märkische Eulenspiegel. Nr. 4073

Fr. v. Logau: Sinngedichte. Nr. 706

Luther: An den Christlichen Adel. Nr. 1578

— Von der Freiheit eines Christenmenschen und zwei andere Schriften. Nr. 1731

— Sendbrief vom Dolmetschen und vier andere Schriften. Nr. 2445/46

— Tischreden. Nr. 1222/25

— Wider Hans Wurst. Nr. 2088

— Lieder und Fabeln. Nr. 5913

Joh. Matthesius: Luthers Leben in siebenzehn Predigten. Nr. 2511-14

H. M. Moscherosch: Philanders von Sittewald wunderliche und wahrhaftige Gesichte. Nr. 1871 bis 1877

Chr. Reuter: Schelmuffslys Reisebeschreibung. Nr. 4343 43a

Hans Sachs: Ausgewählte dramatische Werke. Band I. Fastnachtspiele. — Tragödien. — Komödien. Nr. 1381-83. — Band II. Fastnachtspiele. Nr. 3958-60

— Ausgewählte poetische Werke. Band I. Lieder und Spruchgedichte. Nr. 1283-85. — Band II. Schwänke. Nr. 4004-6

Fr. Spee: Truhsnachtigall. Gedicht. Nr. 2596 98

Jörg Widram: Rollwagenbüchlein. Erzählungen. Nr. 1346/46a

.....

Jede Nummer kostet geheftet 40 Pfennig. Näheres über die geschmackvoll gebundenen Ausgaben ist aus dem neuesten Verzeichnis der A.-B. ersichtlich, das in jeder Buchhandlung oder gegen Portoeinsendung vom Verlag zu haben ist.

Die deutschen Volksbücher

für Jung und Alt

wiedererzählt von Gustav Schwab

Herausgegeben

von Dr. Max Mendheim

Bd. 1. Einleitung. — Der gehörnte Siegfried. — Der arme Heinrich. Nr. 1424

Bd. 2. Die vier Heymonskinder. Nr. 1447/47 a

Bd. 3. Genovefa. — Robert der Teufel. Nr. 1464

Bd. 4. Die schöne Melusine. — Hirlanda. Nr. 1484/85

Bd. 5. Herzog Ernst. Nr. 1498

Bd. 6. Kaiser Octavianus. — Das Schloß in der Höhle Ka-Ka. Nr. 1502/03

Bd. 7. Die Schildbürger. — Doctor Faustus. Nr. 1515/15 a

Bd. 8. Fortunat und seine Söhne. Nr. 1526 u. 1526 a

Bd. 9. Die schöne Magelone. — Griseldis. Nr. 1575

.....

Verlag Philipp Reclam jun. Leipzig

Bruno Köhler

Allgemeine Trachtenkunde

7 Teile. Mit 848 Kostümbildern, gezeichnet vom Verfasser
Universal-Bibliothek Nr. 4059-60 a, 4074-75 a, 4104-5 a,
4145-46 a, 4172-73 a, 4203-4 a, 4223-24 a

Inhalt des I. Teiles: Das Altertum. (Ägypter. Athiopier. Araber. Hebräer. Die Bewohner Syriens und die Phönizier. Assyrier und Babylonier. Meder und Perser. Kleinasiaten. Griechen. Inder. Skythen. Parther. Sarmaten. Dazier und Illyrier. Slawen. Kelten. Germanen. Etrusker. Römer.)

Inhalt des II. Teiles: Das Mittelalter. Erste Abteilung. (Geschichtliche Einleitung. Byzantiner. Perser. Araber. Türken. Mongolen oder Tataren. Chinesen. Inder. Einzelne Stämme der Völkerwanderung. Romanisierte Gallier. Franken. Die Bewohner der britischen Inseln. Angelsachsen. Scandinavier. Normannen. Slawen [Russen. Polen usw.]

Inhalt des III. Teiles: Das Mittelalter. Zweite Abteilung. (Deutsche 10.—15. Jahrhundert. Franzosen 10.—15. Jahrhundert. Italiener 13.—15. Jahrhundert.)

Inhalt des IV. Teiles: Das Mittelalter. Dritte Abteilung. (Engländer 13.—15. Jahrhundert. Spanier, frühes Mittelalter bis 14. Jahrhundert. Spanier und Portugiesen 15. Jahrhundert. Schweizer 13.—15. Jahrhundert. Scandinavier 12.—15. Jahrhundert. Niederländer 13. bis 16. Jahrhundert. Die Kriegsausrüstung am Schlusse des 15. Jahrhunderts. Die Tracht der römisch-katholischen Geistlichkeit.)

Inhalt des V. Teiles: Neuere Zeit. Erste Abteilung. (Einleitung. Deutsche 16. und 17. Jahrhundert. Spanier 16. und 17. Jahrhundert. Franzosen 16. und 17. Jahrhundert. Italiener 16. und 17. Jahrhundert.)

Inhalt des VI. Teiles: Neuere Zeit. Zweite Abteilung. (Engländer 16. und 17. Jahrhundert. Schotten 16.—19. Jahrhundert. Irländer 16. und 17. Jahrhundert. Niederländer 16. und 17. Jahrhundert. Böhmen 16. Jahrhundert. Ungarn 16.—19. Jahrhundert. Griechen 16. Jahrhundert. Russen 16.—18. Jahrhundert. Polen 16.—18. Jahrhundert. Westeuropäische Tracht 18. und 19. Jahrhundert.)

Inhalt des VII. Teiles. Neuere Zeit. Dritte Abteilung. (Einleitung. Die Kriegstracht der Neuzeit 16.—19. Jahrhundert. Anhang: Geistliche und weltliche Ritterorden. I. Klosterorden (Mönchs- und Nonnenorden), Bruderschaften, religiöse Vereinigungen, christliche Gesellschaften und Sekten. II. Weltliche Ritterorden (denen eine besondere Ordensstracht gegeben ist) und Ordensgesellschaften.)

22-



BIBLIOTEKA POLSKIEGO GIMNAZJUM
W BYTOMIU

Nr. inw.

1799

Sygn.

9a

255